

PIERRE VITTOZ

GOLDNE DÄCHER SCHWARZE ZELTE



HERRNHUTER MISSION UNTER TIBETERN

PIERRE VITTOZ

Goldne Dächer - schwarze Zelte

Sechs Jahre unter den Tibetern des Himalaja



CHRISTLICHE VERLAGSANSTALT KONSTANZ

KONSTANZER TASCHENBUCH NR. 36

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel

„Un autre Himalaya“ bei Editions du Soc, Lausanne,
und wurde von Winfried Thiemer ins Deutsche übertragen.

5.—12. Tausend/1966

Deutsches © Christliche Verlagsanstalt Konstanz

Umschlagentwurf: Hans Deininger

Satz und Druck: Echo-Druck Konstanz

Bindearbeiten: Christliche Verlagsanstalt Konstanz

Printed in Germany

GRANIT

REISE IN DIE VORZEIT

Endlich kam das Ziel in Sicht! Tags zuvor hatten wir vom Omnibus aus, der uns durch Dschungel und Flußbetten schaukelte, zwei- oder dreimal Berge zwischen den Bäumen auftauchen sehen: den Himalaja! Mit einem sehr großen H. Seitdem hatte er sich nicht weiter bemerkbar gemacht. Die weite Ebene, die Hitze, der Staub, alles hatte etwas Farbloses und Unpersönliches.

Wir waren ganz zerschlagen von der Sonnenglut und dem Schnecken-tempo, als wir in Dschammu landeten, der Winterhauptstadt Kaschmirs. Eine menschenwimmelnde, farbenfrohe, typisch indische Kleinstadt. Als europäische Neulinge sahen wir uns die Augen aus dem Kopfe, meine Frau und ich, um uns ja nichts entgehen zu lassen: die Krambuden auf der Straße, die Kulis mit ihrem tänzelnden Schritt, die über die Gehsteige wandernden Kühe, die indischen Beamten mit ihrem Tropenhelm (den sich die Europäer abgewöhnt haben), die Wäscherinnen auf den vom Fluß bespülten Tempelstufen. Trotz der drückenden Hitze konnten wir uns nicht satt sehen. Alles war neu für uns, und doch schon fast abgetan: wir waren uns darüber klar, daß wir dieses kaum begrüßte Indien schon wieder verlassen mußten! Was uns demnächst erwartete, würde anders sein. Wir sagten einer neuen Bekanntschaft Lebewohl.

Im Flughafen machte ich es mir in einem Sessel bequem und schlürfte eine Limonade. Ich hatte eigentlich keinen Durst und mag Sprudel nicht besonders. Aber wie lange würde es dauern,

bis ich wieder einmal würde sagen können: „Ein großes Glas!
Und einen Strohhalm!“

Wir nahmen nebeneinander im Flugzeug Platz. Die alte Maschine war vollgepfropft mit Kisten, die mit Stricken festgezurrert waren. Als überzählige Fluggäste mußten wir uns schlecht und recht irgendwie hineinquetschen, und ich fragte mich unwillkürlich, wie es meinen Beinen bei einer Bruchlandung zwischen diesen Kisten ergehen würde.

Die Räder haben sich von dem zementierten Rollfeld gelöst. Meine Frau lächelt mir zu. Die Ebene, die Bäume sausen mit Windeseile vorüber. Dann beginnt alles zu schwanken: Der rechte Flügel zeigt gen Himmel, der linke zu einem kleinen See im Dschungel. Und langsam dreht sich das ganze Land rund um diesen See. Ein ausgetrocknetes Flußbett. Eine große Straße. Das schnurgerade Flugfeld. Das Häusergewimmel von Dschammu. Der vom Sonnenbrand entfärbte Wald. Felder, auf die der Traktor seine geometrischen Figuren gezeichnet hat. Ein ausgetrocknetes Flußbett. Eine große Straße. Das Flugfeld . . . Zwei Türme. Drei Türme. Und auf einmal liegt der Horizont wieder an den Enden der beiden Flügel. Die Maschine hat genügend Höhe gewonnen, um die erste Hügelkette zu überfliegen. Die Ebene Indiens und Pakistans verliert sich im flimmernden Dunst der Ferne. Eine Seite wird umgeblättert.

Im verschleierten Sonnenlicht schiebt sich der Rand der Ebene hoch wie eine Schwelle. Unter dem mageren Boden ahnt man eine felsige Schicht, eine riesige Scholle. Gleich darauf wird ein Einschnitt sichtbar, der durch die Erosion hineingesägt ist. Eine zweite Schwelle folgt, die sich gleichfalls in unserer Flugrichtung, gegen Norden, darüber lagert. Dann eine dritte. Und zehn — hundert! Alle halten der Sonne ihre glatte, begraste, kaum um 20 Grad geneigte Oberfläche entgegen. Auf der andern Seite ein Steilhang mit mächtigen Gebüsch. Noch nie habe ich eine so regelmäßige Abfolge geologischer Schichten gesehen. All diese Flächen liegen streng parallel zueinander. So

wirkt es wie ein Verwandlungskunststück, als jetzt hinter den starren Linien die beklemmend waagerechte Fläche plötzlich aufbricht, die ganze Erdkruste in Bewegung kommt und sich in die Höhe reckt. Nicht eine Woge nur, ein Ozean steigt auf. Und in dieser steigenden Flut, in ihrer Gewalt, ja in ihrem gelassenen Gleichmaß ahnt man eine Kraft ohnegleichen, die imstande ist, noch mehr als diese flachen Hügel, mehr als Berge aufsteigen zu lassen: die Gipfel des Himalaja.

Kaum ist dieser Wall von Hügeln überflogen, als der Horizont von neuem ins Schwanken gerät. Diesmal schwebt der linke Flügel des Flugzeugs im tiefen Blau des Himmels, während der rechte nach der Erde weist. Geht es abwärts? Nein, wir steigen. In langsamen Windungen schraubt der Pilot seine Maschine höher über unermesslichem Weideland, das von einer staubigen Straße durchschnitten ist. Eine Gruppe von Hütten aus Astwerk und Lehm wird sichtbar, aber so tief, so fern, daß wir nicht mehr auf sie achten. Was ist sonst noch zu sehen? Die hohen Gipfel des Himalaja? Hügel — grüne, kahle oder felsige. Noch sind wir zwischen den Vorgebirgen der unteren Ketten eingeklemmt. In einem Loch.

„Da oben — ist das eine Wolke?“

„Ja — nein. Nein, es ist ein Gletscher. Dort links hebt sich ein Grat gegen den Himmel ab.“

„Und dort noch einer. Und da drüben — und dort!“

Langsam kommt das Flugzeug aus dem Loch heraus. Und nacheinander recken sich weiße Berggipfel über den Horizont. Die Maschine hat wieder ihre normale Lage und nimmt geraden Kurs auf eine Bresche in der vorgelagerten Kette. Einen Atemzug lang scheint der grasbetupfte Felsenkamm nur zehn Meter von uns entfernt, dann zieht er sich zurück, um so schneller, je mehr die Maschine steigt, höher und höher. Sie tut ihr Bestes.

Unter uns zieht sich ein endloses flaches Becken hin: das berühmte Tal von Kaschmir. 1500 Meter hoch gelegen, erfreut

es sich eines traumhaften Klimas. Obstgärten zu Tausenden. Dörfer über Dörfer. Haine von großen Laubbäumen. Flüsse und Kanäle in allen Richtungen. In der Mitte, die größten Flußwindungen umsäumend, im Schmuck seiner Gärten und seiner Seen Srinagar, das Venedig des Ostens. Wie weit liegt die Gluthölle von Dschammu hinter uns!

Das „Venedig des Ostens“ ist umgeben von der „Indischen Schweiz“. Der riesige Talkessel ist rundum von Nadelwäldern eingefaßt. Nach allen Seiten zweigen tief eingeschnittene, schattige Alpentäler ab, von Bergen überragt, die geradenwegs aus dem Wallis importiert sein könnten, so unregelmäßig und launenhaft sind ihre Umrisse und dem Alpinisten doch so vertraut. Das Flugzeug gewinnt ständig an Höhe und folgt dem Haupttal. Wir erkennen Berghütten und sogar Maultiere. Voller Entzücken darüber, daß sich mir der Himalaja bei dieser ersten Begegnung so treuherzig als ein Verwandter der Penninischen und Berner Alpen vorstellt, in denen ich jeden Winkel kenne, lasse ich meine Blicke über die Gletscher, die Kämme, die großen Schneefelder schweifen. Es muß herrlich sein, hier zu klettern, nach Pfaden zu spähen und neue Gipfel zu erklimmen!

Aber ist der ganze Himalaja so? Habe ich nicht Bilder von unfreundlicheren, fremdartigeren Bergen gesehen?

Auf einmal sehen wir uns verblüfft an. Mein Auge visiert sekundenlang einen Getreidesack an, um sich anzupassen und um zu prüfen, ob es noch richtig reagiert. In einem Einschnitt zeichnet sich ein weißes Massiv gegen den preußischblauen Himmel ab. Mit einem Schlag verwandeln sich all die Alpengipfel, die wir so wichtig nahmen, in das, was sie in Wahrheit sind: Ziersträucher vor einem Monument! Über ihnen erhebt sich in bestürzender Klarheit der Himalaja.

Alles andere ist wie weggewischt. Wir haben nur noch Augen für diese Eisschründe, diese in den Himmel gezackten Grate, dieses ungeheure, strenge Antlitz. Der Nanga Parbat! Er ist

mir von Lichtbildern her vertraut in seinen Einzelheiten, nicht in seiner Größe. Niemand hat mir von seinen Ausmaßen erzählt. 8000 Meter, so dachte ich, das sind zweimal 4000, zweimal die Alpen. O nein, hier versagen alle Ziffern und Vergleiche. Dieser Berg reicht über alle menschlichen Maßvorstellungen hinaus. Er hat die Dimensionen eines Planeten, einer Sintflut.

Die Motoren sind in eine andere Tonart übergegangen. Die Maschine hat endlich die nötige Höhe erreicht, 5000 Meter. Unsere Hände, die sich gegen die Kisten stemmen, sind blau vor Kälte und Sauerstoffmangel zwischen diesen Aluminiumwänden, durch die der Wind pfeift. Einen Augenblick beunruhigt es mich, dann schlägt mich die Außenwelt wieder in ihren Bann. Felswände fliegen an uns vorüber, Eisfelder gleiten an den Flügelenden entlang. Wir fliegen in halber Höhe, weit über uns ragen die Gipfel auf. So gewaltig sind diese Gebirgsmassen, daß es uns trotz der hohen Geschwindigkeit vorkommt, als flögen wir langsamer. Es ist, als sei auch die Zeit zum Stillstand gekommen. Wir schwimmen auf einer ruhigen See zwischen treibenden Eisbergen.

Blendendes Weiß unter einem allzu harten Sonnenlicht. Keine Wolken, die das Licht zerstreuen, nicht der leichteste Dunst, der die Kanten auflöst. Zu viele Einzelheiten, ja fast zu viele Berge, als daß man sie alle bewundern könnte. Und trotzdem möchte ich nicht ein einziges Bild auslassen von dieser eisstarreren Welt, die sich uns jäh enthüllt. Rauhreif bedeckt die Fensterscheibe, wo mein Atem sie trifft. Ich kratze ihn weg — er bildet sich von neuem. Ich kratze weiter wie rasend.

Zur Linken weicht der Nanga Parbat zurück. Einsam schwebt er über einem Gewirr von Gletschern. Zur Rechten marschieren Pyramiden vorbei. „Vierzig Jahrhunderte blicken auf euch herab . . .“ Oder sind es vierzigtausend? — Wunder des Fliegens. Einbruch in diese Welt vor der Erschaffung des Menschen . . .

Vor uns zur Linken — ist es sehr weit weg? Keine Ahnung, die Entfernungen haben ihren Sinn verloren — breiten sich ungeheure Eismassen aus. Eine Kette von Eisgebirgen. Das Ganze beherrschend, erhebt sich auf einem ungeheuren Sockel der Tschogori, der zweithöchste Berg der Erde.

Ein Gewirr von Gipfeln! Und überall steigen neue auf. Messen sie 7000 Meter, 8000 vielleicht? Alle sind sie blendend weiß, geschichtslos, namenlos. Hunderte! Ein stacheliges Gewirr von Bergen, zu dicht, als daß man auch nur die Ketten unterscheiden könnte. Eine Brandung von Graten — der Ozean des Himalaja und des Karakorum.

Wir eilen hinüber zum andern Rand des Himalaja. Wir gleiten die andere Seite des Daches der Welt hinunter. Kleiner werden unter uns die Gletscher und Schneefelder, an ihre Stelle treten Geröll und Moränenzüge. Die Eisflächen werden weniger. Gestein übersät die Täler mit ockerfarbenen oder gelblichen Flecken, es rückt weiter vor und leckt an den Flanken der Berge. Im nächsten Tal sind die Flanken trocken, und Fels-tupfen sprenkeln sie bis zu den Gipfeln hinauf. Noch einige Minuten, und wir erblicken Berge ohne eine Spur von Schnee.

Die Bodenformen werden etwas sanfter. Wir sind nicht mehr inmitten der Sintflut, die die Erdkruste aufriß, wir nähern uns ihrem Rande. Die Wogenkämme werden runder, die Wellentäler füllen sich. Hie und da springt noch einmal ein Berg empor: wie Gischt über dem Wogenprall aufsprüht, steigt eine steinerne Klinge aus den Hügeln, ein schartiges Messer, von der Erde drohend gegen den Himmel gereckt — oder gegen unser gebrechliches Flugzeug. Die Maschine kurvt zwischen ungeheuerlichen Sandmassen, streift sie, ist nahe daran, aufgeschlitzt zu werden, während das Auge des Kletterers unentwegt nach neuen Aufstiegs Pfaden späht . . .

Sand und Geröll, soweit das Auge reicht. Jetzt ist alles auf einen einzigen Farbton abgestimmt: überall der Ocker des Granits. Ocker bis hinauf zu den Berggipfeln, Ocker bis auf

den Grund der Ebene, wo selbst der Fluß seinen Ufern kein Grün verleihen kann. Eine mineralische Welt in versteinertem Schweigen. Überfliegen wir einen neuen Stern? Die Helden Jules Vernes konnten nichts Lebloseres, nichts Menschenferneres sehen, als ihre Rakete den Mond umkreiste.

Wir verlieren an Höhe. Eine Karawanenstraße zieht sich durch den Sand. Ich hatte ganz vergessen, daß es Lebewesen auf diesem Planeten gibt. Wir überfliegen den sandigen Pfad, der sich durch eine Hochfläche zieht. Dann kommt eine Schlucht. Dann ein paar weiße Würfel am Flußufer — sieh da, sogar Wohnstätten gibt es hier? In einem Tal ein Weiler mit einer Baumgruppe in der Mitte.

Wir streifen beinahe einen Hügel, umfliegen den nächsten. Felsblöcke rasen an uns vorüber. Ein Ächzen geht durch die Ladung, als die Räder auf der Ebene aufsetzen. Die Maschine kommt in einer Sandwolke zum Stehen.

Gepäckträger stürzen herbei. Wir springen aus der Kabine und stehen geblendet, benommen in der leuchtenden Helle der Wüste. Fünfzig Schritte von uns steht in einem Kreis von Pferden unbeweglich eine Gruppe: weite Flauschmäntel, Umhänge von langhaarigen Fellen, Pelzhüte über flachen Gesichtern, Messer in den Gürteln, nackte Füße. Zurückhaltung mischt sich mit Neugierde. Tibeter! Meine Tibeter!

Vor zwei Stunden befanden wir uns im zwanzigsten Jahrhundert, vor einer Stunde glitten wir durch geologische Zeitalter. Hier sind wir im Mittelalter, im Mittelalter mit seiner Gemächlichkeit und seiner Rauheit, seinen Wollkleidern, seinen einfachen Geräten und seiner Liebe zum Pferd.

Wie lange ist das schon her — Limonade in Dschammu!

Ich reite bis zum Dorf. Der Sattel ist aus Holz, aber darüber liegt ein schimmernder Teppich . . .

Zwei Stunden später treten wir in das Haus, das uns sechs Jahre lang beherbergen soll. Bewegter Empfang durch die ein-

zigen Europäer, das englische Ehepaar, zu dessen Unterstützung wir gekommen sind.

Dies ist Leh, der Hauptort der Himalaja-Provinz Ladakh, im höchsten Norden Indiens. Die Grenze gegen Tibet läuft irgendwo durch die geröllübersäten Hügel, etwas östlich von hier. Übrigens ist die ganze Provinz von Tibetern bewohnt, mit denen wir nunmehr Rede und Gegenrede tauschen werden.

Wir schlürfen die unvermeidliche Tasse Tee und blättern zerstreut in einigen Büchern, in denen das Land beschrieben ist, an dessen Schwelle wir stehen. Plötzlich stutze ich angesichts einer alten Karte. Sie ist betitelt „Charte von Groß-Tibeth, zur Beförderung der allgemeinen Geschichte der Reisen. Aus englischen Schriftstellern gezogen von M. Bellin, Schiffs-Mechanicus, 1749“. Es ist ein Vergnügen, sie zu betrachten. Die Berge sind aus der Vogelperspektive wiedergegeben, alle sehen einander zum Verwechseln ähnlich und sind brav auf eine Schnur gereiht. Friedlich rinnen die Wasserläufe dahin in zahllosen Windungen, um, wie es sich gehört, einem fernen Ozean zuzufließen, wofern nicht Herr Bellin ein Moor eingezeichnet hat mit der voll ausgeschriebenen Bemerkung: „Dieser Fluß verläuft sich im Sande.“

Die Stadt „Lassa“ sitzt an der richtigen Stelle; darunter steht „Pagode des Dalai-Lama“. Herr Bellin wartet noch mit ein oder zwei Überraschungen auf. Zwar ist ihm der Lauf des Indus von Kailas bis „Latak“ im Nordwesten gut geraten, aber dort, beim Kloster Pituk, ganz in der Nähe von Leh, macht sich der Strom selbständig und klettert stracks über die Gebirge im Süden, nimmt den Satledsch auf, dreht nach Osten ab und tauft sich „Ganges-Fluß“. Mit einiger Phantasie ahnt man, daß der „See Terkiri“ nördlich Lhasa der Tengri Nor ist, „Chiron“ der Marktflecken Kyirong an der Grenze von Nepal und „Dshaprong“ das Dorf Tsabrang, in dem die Jesuiten vor mehr als drei Jahrhunderten eine Mission gegründet haben. Daneben aber — wie viele Namen sind da entstellt oder so falsch

eingetragen, daß nichts damit anzufangen ist! Wie viele Bergketten auf gut Glück hingestrichnet! Auf wie weite Strecken hat keiner der „englischen Schriftsteller“ die geringste Eintragung zu machen gewußt!

Trotz seiner Wißbegierde hat Herr Bellin nicht allzuviel zuwege gebracht . . . Sind wir viel weiter gekommen? Gewiß, wir verwechseln den Ganges nicht mehr mit dem Indus. Wir wissen auch, daß der große Fluß, der Tibet von West nach Ost durchströmt, der Oberlauf des Brahmaputra ist. Aber sonst? Nicht viel! Auch unsere Karten weisen große weiße Flecke auf, noch immer werden Gebirge und Flüsse nach Lust und Laune eingetragen. Das Land hat sich als zu groß und zu schwierig erwiesen für die Topographen.

In Zentral-Tibet haben sich die Engländer damit begnügen müssen, angebliche Hindu-Pilger auszusenden, die demütig von Ort zu Ort zogen und ihren Rosenkranz als Rechenmaschine benutzten! Einem einzigen Forscher von Rang, dem Schweden Sven Hedin, ist es gelungen, große Gebiete zu bereisen und Entdeckungen von wirklicher Tragweite zu machen: die Quellen des Indus und eine tausend Kilometer lange Gebirgskette zu finden. Was kleinere Ausmaße hat, ist noch gar nicht beachtet worden.

Soviel über die eigentliche Landeskunde, über die Launen der gestaltenden Erdkräfte. Aber die Menschen? Was wissen wir von den Tibetern, von ihrer Geschichte, ihrer Lebensweise? Wenig, sehr wenig. Hie und da haben Spezialisten, sogenannte Tibetologen, einen Zipfel des Vorhangs gehoben, haben teilweise — nur teilweise — die tibetische Sprache erforscht, dies und jenes über das Leben der Tibeter in Erfahrung gebracht, über die Denkungsart dieser weltabgeschieden hinter dem Himalaja lebenden Menschen. Das alles ist sehr bruchstückhaft. Sowenig wie Herr Bellin, der Schiffs-Mechanicus, ganz in seinem Element war, als er die höchsten Berge der Welt einzeichnete, sowenig bewegt sich heute irgend jemand auf vertrautem Bo-

den, wenn er vom Leben der Tibeter spricht. Wie auf der Karte dieses guten Mannes finden sich in den Berichten und Studien über Tibet selbst bei den besten Kennern des „Daches der Welt“ Abschnitte, die zu unbestimmt sind, um nachprüfbar zu sein, Kapitel, die mehr auf Vermutungen als auf Beweisen beruhen. Und über weite Gebiete des geistigen Lebens der Tibeter hat kein „englischer Schriftsteller“ oder sonst wer etwas mitzuteilen gewußt.

Das Flugzeug — und eine Missionsgesellschaft — haben uns also jenseits des Himalaja unter die Tibeter versetzt. Wir befinden uns nicht innerhalb der politischen Grenzen Tibets, aber wir sind doch inmitten dieser Welt, die von der „Welt“ durch ihre wunderbaren natürlichen Grenzwälle abgeriegelt ist. Jahrelang werden wir nun unter Tibetern leben. Mehr noch: ihr Leben teilen. Wir werden versuchen, sie zu verstehen, uns ihnen gleichzusetzen, uns mit ihnen eins zu fühlen.

Ich lehne es ab, mich auf Theorien einzulassen, die die Unterschiede zwischen den menschlichen Rassen, Denkweisen oder Kulturen zu unterstreichen oder — umgekehrt — zu verwischen belieben. Ich werde mich bemühen, jede vorgefaßte Meinung auszuschalten und soweit es mir möglich ist — meinen Nachbarn entgegenzukommen. Vielleicht werde ich ihr Leben „verstandesmäßig“ begreifen. Vielleicht ist es mir beschieden, darin Eingang zu finden, es mit ihnen zu teilen. Vielleicht auch werde ich auf unübersteigbare Mauern stoßen, werde ich den einen oder andern Schritt nicht verantworten können. Vielleicht auch werden irgendwelche Schranken fallen, wenn meine tibetischen Freunde sich ihrerseits darum bemühen. Ein Abenteuer!

Hoffen wir aber eines: daß dieser Versuch irgendwohin führt, daß die Wagnisse unseres Planens, unseres Bemühens und unserer Liebe ineinander münden werden wie Wasserbäche. Und daß es uns erspart bleibt, mit dem Satze zu schließen: „Dieser Fluß verliert sich im Sande . . .“

DIE HAUPTSTADT

Leh! Man findet diese drei Buchstaben oberhalb des Himalaja auf fast allen Karten von Asien, selbst auf solchen mit kleinem Maßstab. Dieser Marktflecken von etwa 2500 Einwohnern ist die Hauptstadt des westlichen Himalaja, Ladakhs oder Westtibets, wie man oft sagt. Es ist die einzige „Stadt“ in einer Bergwüste, die sich über Hunderte von Kilometern nach Kaschmir zu erstreckt, über Tausende von Kilometern in Richtung Lhasa, der Hauptstadt des eigentlichen Tibet, und noch weiter gegen China, Rußland und Afghanistan.

Es ist eine Oasenstadt in einem kleinen Seitental des Indus. Der Talkessel selbst ist hufeisenförmig von Hügeln umrahmt. Die untere Kette reicht beiderseits fast bis zum Fluß, während die andern in Halbkreisen darüber aufsteigen. Keine Fichte, keine Lärche ist auf diesen Bergen zu finden, auch kein Moos, kein Gras, das sie mit Grün bekleidete. Nackter, kahler, jeder Erdkrume barer Fels in ockerfarbenen oder grauen Tönen, so weit das Auge reicht. Nur die Kämme zeigen einen weißen Saum — Schnee, den auch die stärkste Sonnenglut nicht zu schmelzen vermag.

Leh liegt 3500 Meter hoch, das ist die Höhe des Jungfraujochs. Alle Bergkämme ringsum übertreffen an Höhe bei weitem die höchsten Gipfel der Alpen.

Es herrscht ungewöhnliche Trockenheit: es regnet niemals — in sechs Jahren werden wir keinen Regenguß erleben — und es schneit nur sehr selten. Der Grund liegt nahe genug: die ungeheure Sperrmauer des Himalaja, an der alle Wolken hängenbleiben, und die sogar dem Monsun Halt gebietet. Von Zeit zu Zeit schwimmen ein paar Wolkenschleier im blauen Himmel, um sich alsbald zu verflüchtigen. Und das Land bleibt eine Wüste — eine fast vollkommene Wüste. Man hat auf den Sandebenen Kakteen anzupflanzen versucht — sie sind verdurstet.

Und doch klammern sich die Tibeter an den Granitboden.

Sie haben sich an den Bergflüssen niedergelassen, sie haben jeden Gletscherbach aufgefangen, abgeleitet, kanalisiert. Sie haben es fertiggebracht, ein paar Felder zu bewässern, Oasen zu schaffen, die Wüste zum Blühen zu bringen. Einige Dörfer umsäumen den Indus, dessen grüner Schlangenleib sich durch die Ebene windet. Andere, wie Leh, ducken sich in ein Seitental, in das sich ein Gebirgsbach ergießt, ohne je den Indus zu erreichen, weil er bis zum letzten Tropfen von den Menschen und von der Wüste abgefangen wird.

Leh wird von einer Granitkuppe überragt. Von ihrem Gipfel aus schweift der Blick hinab in die Talmulde mit ihrem frischen Grün zwischen dem eintönigen Grau der Steilhänge. Zwischen Wüste und Oase gibt es keinen Übergang. Keine Spur von Weideland. Kein Halbton zwischen dem Ocker des Sandes und dem Grün der Felder.

Das unbestimmte Gelb, das vom Grund der Ebene aufsteigt, sticht scharf ab von der Mauer eines Hauses, von den Steinen, die die Gersten- und Luzernfelder säumen.

Die Felder liegen in Terrassen übereinander und geben dem Hang das Aussehen einer riesenhaften Treppe. Sie müssen flach sein, sonst schwemmt das Wasser den mit viel Geduld gedüngten Sandboden fort.

Da und dort in der Ebene erglänzt wie ein Stück blauen Himmels ein künstlicher Teich. Diese Teiche sind bei der Schneeschmelze aufgestaut worden, sie sehen aus wie Spiegelscherben auf einer Wiese. Die glitzernden Wasserflächen geben dem Sandboden des aufsteigenden Halbrunds einen fröhlichen Ton. Sie sind Gleichnis und Voraussetzung des Lebens in der Wüste.

Fast überall stehen Bäume am Ufer: Pappeln, die ihr schmales Geäst weit über die flachen Dächer emporstrecken, als wollten sie die Wolken anflehen, und buschige, kugelförmige Weiden, die sich aneinanderdrängen wie schwatzende Frauen am Kaffeetisch.

Auf die Randbezirke des grünen Tuches verteilen sich die

weißen Würfel der gekalkten Bauernhäuser, in weiterem oder geringerem Abstand, je nach der Entfernung von der Mitte. Am Fuße unseres Vorgebirges sind keine Felder mehr. Hier reihen sich die flachen Dächer der aneinanderklebenden Häuser zum Halbkreis. Eine Straße, beinahe ein Boulevard, durchzieht den Ort von einem Ende zum andern: der Basar, die eigentliche Lebensader der Stadt Leh. Er beginnt an der Spitze des Fächers, bei einem gewaltigen Bauwerk mit nüchternem Umriß, dem königlichen Palast. Unmittelbar auf dem Felsen errichtet, beherrscht er mit seinen neun Stockwerken die ganze Gegend. Hinter ihm steigt das Gelände wieder so steil an, daß man von der Höhe des Hügels beinahe senkrecht auf sein Dach hinunterspringen könnte. Der ganze Hügel bricht so jäh ab, daß wir mit einem zweiten Sprung inmitten des Marktplatzes landen würden.

Steigen wir auf der Rückseite den steinigen Hang hinab und machen wir einen Bummel durch die Stadt! Der sandige Weg windet sich zwischen Kiesgeröll hindurch, an einer Lache vorbei, aus der zerlumpte Jungen Wasser schöpfen, steigt hinab zur Wölbung eines Ehrengrabmals und gabelt sich nach einer scharfen Biegung, um eine Gebetsmauer in die Mitte zu nehmen. Während wir links weiter gehen, kommt von rechts ein Zug Lastesel mit Säcken voll Erde. Auf dem größten Tier, oben auf der Ladung, thront das Bürschchen, das den Trupp führt. Seine bloßen Füße schaukeln zu beiden Seiten des Sacks unter dem zwanzigfach geflickten Wollkleid. „Hüh, hüh!“ Der Esel setzt sich in Trab, und der Reiter, ohne sich um das Gerüttel zu kümmern, schwingt elegant seinen Stecken.

Die Häuser kehren uns den Rücken zu. Nur die Hofseite hat Fenster. Und auch diese kaum. Das Erdgeschoß dient als Stallung für Vieh und Pferde. Im ersten Stock, wo man sich im Winter aufhält, hat man ebenfalls auf Fenster verzichtet, denn Fensterscheiben gibt es nicht. Nur im Sommer, wenn man im zweiten oder dritten Stock wohnt, weiß man Licht und Luft des Hochgebirges zu schätzen.

Von einem sonnigen Fleck schlängelt sich das Gäßchen nach einem schattigen Winkel. Die dünne Sandschicht läßt deutlich unsere Spuren erkennen. Hinter der nächsten Ecke muß der Markt liegen.

Als Neulinge vermögen wir Männer und Frauen nur mit Mühe zu unterscheiden. Sie sehen einander ganz gleich mit ihren dunkelroten, bis zu den Knöcheln reichenden Wollgewändern, mit ihren bunten Gürteln, ihren Schnabelschuhen und den Hüten mit den ohrenartig abstehenden Zipfeln. Und wer soll sich auskennen unter all diesen runden, flachen Gesichtern, den Schlitzaugen, den schwarzen Haarflechten!

Eine Woche später wird sich unser Auge schon etwas geschärft haben: den Männern hängt nur ein Zopf über den Rücken, den Frauen zwei, und zwar sehr lange, die ihnen oft bis zum Gürtel reichen. Die Frauengewänder sind über den Hüften gefältelt. Die Frauen legen ein Ziegenfell um die Schultern.

„Was in aller Welt soll dieser Pelz, der weder schön noch sauber ist?“ fragte ich unsere medizinische Mitarbeiterin, Mary Driver, die uns bei dieser ersten Erkundungsfahrt durch die Stadt lotste.

„Sehr einfach: die Frauen legen ihn an, um ihre Kleider zu schützen, wenn sie ihre Kiepe tragen. In Leh ist eine Mode daraus geworden, tyrannisch wie alle Moden . . .“

„Eine vorsintflutliche Mode! Wenn ich die Tracht des Landes tragen wollte, käme ich mir komisch vor mit so einem Fell. Da ziehe ich denn doch die seidenen Kapuzenmäntel vor, die sich einige, die vornehmen Damen, um die Schultern legen.“

„Im Winter sind die Kapuzenmäntel mit weißem Astrachan gefüttert — eine mollige Sache.“

Wir spähen durch eine Toreinfahrt mit hübschen geschnitzten Ornamenten, um ein kleines Wunder zu betrachten: einen Nelkensteckling, den man fürsorglich in eine sonnige Fensterecke gestellt hat.

Die Straße macht eine scharfe Biegung, dann stehen wir auf

dem Markt. Eine wimmelnde Menge, ein unentwirrbares Durcheinander von Tieren und Menschen. Da und dort flatternde Hühner. Ein Mann mit Turban feilscht um einen Korb Luzerne. Ein Hund bellt. Die Händler preisen ihre Teebeutel an, ihre verzierten Sättel, ihre schimmernden Baumwollstoffe. Drei Gevattern sitzen mit untergeschlagenen Beinen behaglich am Boden und reichen einander das lange Mundstück einer kupfernen Wasserpfeife. Eine buntscheckige, geschwätzige, geruhsame Menge.

Über diesem Tulpenbeet, über all diesem rotberockten Volk ragt der Königspalast steil gegen den Himmel. Auf seinen Dächern flattern Fähnchen im Wind, funkelnagelneue in lebhaften Farben, andere verblaßt wie alte Wäsche, alle mit buddhistischen Segenssprüchen bedeckt. Eine große, schwarze, dreieckige Fahne gibt der Moschee einen piratenhaften Anstrich. Der Muezzin zeigt die Tageszeit an, sooft er auf seinen Turm steigt und, gen Mekka gewandt, die Hände an den Ohrmuscheln, die Jünger Mohammeds zum Gebet ruft — und die des Buddha zu ihrer Suppe. Nur wenige besitzen eine Uhr. Wer wissen will, wann es Zeit ist, das Essen zu richten oder vom Feld heimzukehren, verläßt sich auf den Ruf des Muezzins, die redende Uhr des Orients . . .

Auch eine christliche Uhr gibt es. Genauer gesagt, sie ist an einem Gebäude angebracht, das der christlichen Gemeinde von Leh gehört. Genau am andern Ende des Basars, gleich bei dem gewölbten Tor, durch das der stärkste Verkehr flutet, steht ein schmuckes, blitzsauberes Wirtshaus, wo die Reisenden — ohne Bezahlung! — für sich und ihre Tiere Unterkunft finden. Bei dem ständigen Kommen und Gehen von durchreisenden Kaufleuten, Karawanenführern und Pilgern gibt es viele, die ein paar Tage in der Herberge verbringen. Aber alle Vorübergehenden, auch wenn sie die Zeit nicht ablesen können, schauen nach der großen Uhr über dem Portal — die natürlich eine Schweizerin ist.

Im Basar wandeln die Käufer schwatzend und gemächlich von Bude zu Bude, sie bewegen sich in diesem grellfarbigen Bild wie die Glasstückchen eines Kaleidoskops. Hinter den Holzrahmen der Kramläden ahnt man ein buntes Durcheinander aller möglichen Waren. Wir treten an eine Auslage heran. Da bekommen Augen, Nasen und Ohren zu tun — gar nicht zu reden von der Börse. Der Händler, ein Inder mit krummer Nase, glänzendem Haar und ansehnlichem Bauch, trägt ein schwarzes Baumwolljäckchen, um die mageren Beine bauscht sich eine weite, schmutzigweiße Hose, eine Decke hängt ihm quer über die Schulter. Er sprudelt ein Kauderwelsch von Urdu und Englisch hervor, untermischt mit den drei tibetischen Wörtern, die er aufgeschnappt hat.

„Was wünschen Sie? Ich habe sehr hübsche Seide, gar nicht teuer . . .“

Wir wünschen gar nichts. Nur zu schauen: Säcke mit grünem oder schwarzem Tee, Säcke mit Salz und Mehl, Büchsen mit Muskat, Pfeffer und Kandiszucker, Girlanden von roten Pfefferschoten. Zwischen angeschnittenen Butterballen liegen Taschentücher herum, Schreibhefte neben Aspirin-tabletten, Camel-Zigaretten neben Öllampen, Garnrollen neben Plastik-Enten. Welches Gerümpel! Jeder Trödelkram ist in dieser Auslage zu finden. Preise sind nicht angegeben. Preise werden nach Maß gefertigt, mit einem Blick auf den Käufer. Ist das Feilschen nicht ein herrlicher Zeitvertreib? Vor jedem Ladentisch lungern ein oder zwei Gaffer herum. „Wieviel dieser Kochtopf?“ — „Vier Rupien.“

„Zu teuer. Für drei nehme ich ihn.“ — „Ausgeschlossen!“

„Schön, vier Anna dazu . . .“

Der Händler spielt den Unerbittlichen. Der Kauflustige macht Angebote, fleht und wettet um zwei Groschen, vier Groschen, und wenn er erreicht hat, was er wollte, zieht er oft ab, ohne gekauft zu haben, aber voller Genugtuung, daß er nur mal so den Preis heruntergedrückt hat.

Diese Vergnügungen kosten Zeit. Wenn ein Ladakhi sagt: „Ich gehe in den Basar“, ist es müßig zu fragen, wann er heimkomme. Unter Freunden, mit Handelsgeschäften, mit Wasserpfeifen- und Bierrunden wird er den Tag schon herumbringen . . . Gottlob gibt es noch andere Familienmitglieder, die inzwischen die Arbeit tun!

Die Menge im Basar schaut auf uns, ohne aber aufdringlich zu werden, obwohl wir neu am Ort sind. Von Zeit zu Zeit grüßt uns jemand mit einem volltönenden „Joule“, wobei er die Hand an die Stirn legt. „Bonjour, bonjour!“ — Alles lächelt und freut sich, über die Sonne, die guten Geschäfte und darüber, daß man zu Hause sagen kann, man habe die neuen Missionare gesehen.

Hinter einem Vorhang von Bäumen, ganz nahe beim Wasserturm, liegt unser Haus — ruhig genug, um dort zu träumen, bequem genug, um dort zu verweilen. Werden wir es verstehen, nicht Einsiedler zu bleiben in unserem Garten? Und auszugehen, zu bummeln, mit den Leuten im Basar zu verkehren, im gleichen Herzschlag mit ihnen zu leben?

UNTERWEGS

Seit einer Stunde sind wir im Sattel, mein Missionsbruder und ich. Wir haben Leh hinter uns gelassen mit seiner pappeligesäumten Straße und seinen übereinandergestuftten Feldern. Die Pferde folgen einem schnurgeraden Weg im Sande. Das Vorgebirge, das wir gesichtet hatten, wollte lange nicht näher kommen. Aber jetzt reiten wir an seinem Fuß entlang. Oberhalb des Felsenhangs klettern viereckige weiße Häuschen zum Gipfel hinan. Gewiß sitzen dort Mönche regungslos hinter den kleinen Fenstern, seit Stunden, wenn nicht seit Tagen. Aber von außen ist nichts Lebendiges zu erspähen, kein Mensch, kein

Tier, nicht einmal ein Baum. Alles scheint erstorben unter der Sonnenglut.

Unterhalb des Hügels verstreut liegen an die zwanzig Ehrengrabmäler. Sie sehen aus wie Wannan auf Sockeln. Wir reiten im Zickzack zwischen ihnen hindurch und suchen nach festem Boden. Hinter dem Kloster zieht sich die Ebene mit ihrem gelben und weißen Sand weiter hin bis zu einer tief eingeschnittenen Schlucht. Dort unten rinnt nur ein dünnes Wässerchen, aber das Bachbett und die Steinblöcke darin lassen ahnen, welche Wildströme nach der Schneeschmelze hier zu Tal brausen.

Seit zwei Stunden traben wir dahin. Keine Spur von Grün, keine einzige Blume. Nur die endlos wechselnden Tönungen des Ockers. Nichts als Geröll, Kieselsteine und Hügel, deren Knochengerüst die sandigen Hänge durchbricht. In der Ferne braunes Gebirge in starrer Unbeweglichkeit. Es wendet uns ständig das gleiche entfleischte, vom Sonnenbrand verwüstete Antlitz zu. Um mich zu überzeugen, daß ich vorwärtskomme, schaue ich zwischen den Ohren meines Pferdes auf den Boden, ich treibe das Tier mit der Reitpeitsche an und hebe mich in den Bügeln . . . Als ich nach rechts blicke, habe ich denselben trostlosen Hügel vor mir.

Vier Stunden traben wir jetzt. Diese Pferdchen sind von erstaunlicher Zähigkeit. Keine Ungeduld, kein Galoppsprung, aber auch kein Verweilen.

Sie folgen unbeirrt dem Pfad, der sich durch die Einöde windet. Wo weder Gras ist noch Wasser noch Schatten — warum sollte da ein Pony stehenbleiben?

Eben haben wir zwei Männer überholt, die sich unter gewaltigen Traglasten krümmen. „Geht's nach Niemo?“ „Wie ihr sagt!“ Wohin auch sonst? Es ist nur dieser eine Weg da, denn hier gibt es nur zwei Dörfer zu verbinden. Jetzt geht es einen Hang mit glattem Felsgestein entlang, der von zwei großen rotgelben Nadeln überragt wird. Die Sonne spielt über den vom Wind glattgescheuerten Granit und über den Sand. Man fühlt

sich an die geblähten Segel einer Schaluppe erinnert, die über eine riesige Woge gleitet. Wäre es nicht eine reizvolle Abwechslung, sich auf diesen Platten auszustrecken, und eine Erholung für die Augen, nach Spalten im Gestein zu spähen, über die man bis zum Gipfel klettern könnte? Aber wir haben das erste Ziel noch nicht erreicht, und schnell haben die Pferde die einsamen Felsen hinter sich gelassen.

Fünf Stunden traben wir jetzt. Hie und da ist es einer Distel, einer Luzerne gelungen, im Schatten eines Steinblocks Fuß zu fassen. Vor uns scheint etwas wie ein schwarzweißer Teppich über den Sand zu gleiten, dessen tiefere Stellen ihn anziehen: zwei- oder dreihundert Zwergziegen wandern Seite an Seite dahin und rupfen im Vorbeigehen die paar Grashalme ab, die die Sonne verschont hat. Trotz der Hitze und ihrem langhaarigen Fell treibt sie ein kleiner Bub unaufhörlich an, damit sie bis morgen etwas zu leben haben. Sicher ist das Dorf nicht mehr sehr weit.

Unvermittelt ist die große Hochfläche zu Ende, und wir steigen in ein enges Tal hinab, an dessen Steilhängen ein längst verschwundener Fluß sein Geröll abgelagert und mit seinem Schlamm verbacken hat. Der Weg windet sich zwischen diesem verfallenen Mauerwerk hindurch und mündet zwischen Terrassen, auf denen Roggenhalme sprießen. Das Korn hat hier einen guten Platz gefunden, warm und eben. Die Häuser liegen abseits auf einem steinigen Abhang. Wir suchen nach einer Quelle, wechseln die Pferde und brechen wieder auf, ohne uns an der Frische dieser Oase gelabt zu haben.

Der Nachmittag rückt vor. Diese Wüste hat ihren besonderen Reiz gerade wegen ihrer Eintönigkeit. Es gibt kaum etwas zu sehen. Stundenlang folgt eine sanfte Bodenwelle der andern. Der Weg weicht kaum von seiner geraden Linie ab. Nichts als hellbrauner Sand und blauer Himmel. Nirgends zeichnet die Sonne einen Schatten. Der glühende Fels ist völlig geruchlos. Und ringsum kein Laut. Selbst der Wind flieht lautlos über die

weite Fläche. Eben sind wir an einer „Gebetsmauer“ vorübergeritten, in deren Steinen immer dieselbe, tausendfach wiederholte Formel eingemeißelt ist. Hier fehlt nicht nur jedes Geräusch, jeder Duft, jede Farbe, sondern auch das Denken ist aufgehoben, da ja die ungefügten Steine es übernommen haben, das Lob des unbeweglichen Buddha zu singen. Verlassenheit der Wüste, Aufgabe des Seins: da ist nichts mehr, was ich zu bewundern, zu beurteilen, zu empfinden hätte. Nichts wird von mir verlangt, auch kein Gedanke. Das Pferd trägt mich weiter. Es kennt seinen Weg. Ich brauche nicht einmal die Zügel zu halten.

Seit neun oder zehn Stunden traben wir jetzt. Wir hängen schlaftrunken auf unsern Sätteln und heben uns nur noch mechanisch in den Bügeln. Der Weg führt über eine Lage verrotteter Schieferplatten. Nichts als Trümmerhaufen, Trichter, geborstene Mauerreste, riesige wacklige Platten. Alles ist morsch. Schwarzes Chaos. Ist dieses Land von der Schöpfung vergessen worden? Oder vielmehr: ist dies das Ende der Welt, aus der sich das Leben zurückgezogen hat?

Nachdem das Dorf uns Nahrung und Obdach geboten hat, geht es am folgenden Morgen dem Indus zu. Zuerst vernehmen wir ein dumpfes Getön wie von einem riesigen, in weiter Ferne hinbrausenden Güterzug. Dann scheint die Erde zu erbeben unter einem oder zwei heftigen Schlägen. Gleich darauf spüren wir einen frischen, feuchten Hauch im Gesicht. Dieser leichte Dunst erhält ein paar dürftige Pflanzen am Leben. Die Terrasse, über die der Weg führt, verengt sich. Immer tiefer reicht der Blick in den Schlund hinab, in dem endlich das Grün des Wassers sichtbar wird.

Überall Felswände. Der vorzüglich ausgebaute, gut einen Meter breite Weg wagt sich von einer Terrasse auf eine Böschung, von einem Vorsprung auf eine freie Fläche, aber alle Augenblicke fragt man sich, wie er an der blanken Felswand vorbeikommen wird. Hier hat man die schmalen Simse hervor-

springender Blöcke kunstreich mit aufgeschütteten Steinen verstärkt, dort bilden ein paar Pappelstümpfe einen Altan vor einer glatten Wand. Anderswo hat man den Fels sprengen und unter dem überhängenden Gestein einen Durchgang einhauen müssen. Ständig hat man das Gefühl, diese Schlucht sei unüberwindlich. Unter uns, am Fuß der Felsvorsprünge und abschüssigen Platten, zieht der strudelnde Fluß seine ewige Bahn. Darüber ragt die steile Felswand empor, verschwindet, zeichnet sich abermals gegen den Himmel ab, bald glatt und massig, bald von Spalten durchsetzt, mit eingehauenen Stegen. Ein paar Dutzend Meter jenseits des Abgrundes steigt eine braun-violette Mauer auf, unerhört steil und einsam. Darüber, oder weiter zurück, ein Gewirr von spitzen Granitgebilden. Zähne, Messerklingen, Finger, die zum Himmel weisen. Ein steinerner Wald, Zeuge der Erdkatastrophen, die dem Himalaja seine Gestalt gaben, und seit Jahrtausenden zernagt von Wind und Frost.

Um nicht gegen die Wand zu stoßen und ins Leere geschleudert zu werden, halten sich die Pferde auf dem äußeren Rand des Weges. Trotzdem müssen wir uns ab und zu auf die Mähnen bücken, um dem überhängenden Gestein auszuweichen. Wir halten den Rand so genau inne, daß ich den Fluß gerade unter meinem Steigbügel habe. Unaufhörlich biegt der Weg nach rechts, nach links, steigt an, senkt sich, steigt wieder an. Die Tiere schreiten so sicher aus, daß wir alsbald Geschmack finden an dieser Rutschbahn: auf der Mitte eines Abstiegs helfe ich mit den Hacken nach, und das Pony fällt in einen jähen Galopp, der bis zur Mitte des nächsten Aufstiegs reicht.

Das Getöse des Wassers nimmt nicht ab. Ein tiefes, gleichmäßiges Getön hallt von den Felsen zurück. Nur wo das Flußbett sich mehr verengt, gibt es einen helleren Klang. Nach einiger Zeit summt mir der Kopf in der gleichen Tonlage: das Brausen des Flusses tönt in meinen Ohren fort.

Plötzlich verbreitert sich der Weg. Mitten im Fels hat der Indus eine Bucht ausgewaschen und sich dann wieder zurück-

gezogen. Der Weg verliert sich im Sand. Die Tiere gehen im Schritt, nervös und keuchend. Sand rieselt um ihre Füße, rinnt in ihre Spuren, die sich sogleich verwischen. Stellenweise eine zernagte Felsfläche. Drei Grate ragen inmitten dieser granitene-n Arena auf wie ungeheuerliche Gladiatorenleiber . . . Dann verengt sich das Tal wieder. Wiederum beherrschen braune Wände das Bild, Wände, die aus Himmelshöhen zum Fluß ab-stürzen. Wer hat es gewagt, eine derartige Straße anzulegen? Bald vierzig Kilometer reiten wir nun zwischen den Steilwän-den, in denen nichts lebt als der gewaltige Gebirgsstrom, der ganze Felsblöcke mit sich fortschwemmt.

Endlich, als wir um einen Vorsprung biegen, wird eine Reihe von Pappeln sichtbar. Das ist K'alatse, unser Ziel, ein ausge-sprochen buddhistisches Dorf, in dem eine Familie von Gläubi-gen lebt. K'alatse, ein winziges belebtes Etwas in der unermöß-lichen Wüstenei — mein Kirchspiel.

Es gibt abenteuerlichere Reisen als diese, die nach Landes-begriffen einen ziemlich alltäglichen Verlauf nahm. So komme ich eines Tages in das Tal des Suru, eines Nebenflusses des Indus, nach einem fünfzehntägigen Fußmarsch durch die Wüste, und will, statt auf dem gleichen Wege zurückzukehren, eine der großen Himalajaketten überqueren. Ein Träger begleitet mich. Er hat ein winziges Pony mitgebracht. Wie? Sollen wir etwa einen Maultierpfad benutzen? Nachdem ich mich so auf eine alpine Kletterpartie gefreut habe!

Es geht über eine Hochfläche auf eine Bergschlucht zu. Ich sehe mir die Augen aus dem Kopf, um zu ergründen, wo es drüben weitergeht, aber ich kann nicht einmal den Einschnitt des Passes erkennen. Mein Gefährte weiß Bescheid, ich brauche ihm nur zu folgen.

Auf dem Grunde der Schlucht rauscht ein Wildbach. Der Himalaja soll gefährlich sein wegen seiner Lawinen und seiner Stürme? Er kann es sein, ich weiß es aus bitterer Erfahrung. Aber noch öfter machen mir die Wildbäche Sorge. Die Brücken

bestehen nur aus ein paar elenden, von Feuchtigkeit zerfressenen schmalen Bohlen. Oder es sind hängende Steige, deren Seile aus dünnem geflochtenem Astwerk bestehen. Heute ist, wie gewöhnlich, überhaupt nichts Brückenartiges zu entdecken. Wir werden durch eine Furt gehen müssen. Die Tibeter, die nirgends Gelegenheit haben, schwimmen zu lernen, haben eine heilige Angst vor ihren Flüssen. Nebenbei — was sollte ein Schwimmer anfangen in den Strudeln zwischen den Felsblöcken?

Jetzt geht es wieder bergan am kiesbedeckten Ufer zwischen dem Wasser und einer Felswand. Nach fünfhundert Metern drängt uns der Fluß gegen den Felsen. Wir müssen die Schuhe ausziehen und einige zwanzig Meter waten. Das Wasser ist nicht tief, aber kalt! Und die Kiesel sind spitz . . . Stöhnend lande ich am andern Ufer und streichle meine Füße, ehe ich die Schuhe wieder anziehe.

Eine Viertelstunde später wiederholt sich die Prozedur weiter oben, in umgekehrter Richtung. Und nochmals und abermals. An der siebenten Furt streike ich: warum sollen wir auf ein Fleckchen Strand da drüben zuhalten, zwischen senkrechten Wänden, solange unser Ufer noch gangbar ist? Mein Führer befestigt eine lange Leine am Hals seines Ponys. Dann wirft er die Kleider ab und steigt ins Wasser. Ich folge seinem Beispiel. Der Wildbach ist hier sehr schmal, aber um so tiefer und reißender. Der Strom zieht uns die Beine unterm Leibe weg und hilft noch mit ein paar Stößen nach. Wir geraten ins Schwanken und müssen einander an den Schultern halten. Der Fuß tastet nach festen, nicht zu glatten Steinen. Als das Wasser gegen unsere Hüften drückt, wird seine Gewalt erschreckend, und die Kälte läßt meine Muskeln erstarren. Der viel kleinere Träger klammert sich wie wild an mich, und als wir den Strand erreichen, sind wir am Ende unserer Kräfte.

Wir ziehen an der Leine, und das Pony steigt tapfer in die Flut. Es arbeitet sich mit ein paar Sprüngen vorwärts. Kräftig stoßen sich die Hufe von den Kieseln ab, und halb gezogen,

halb von der Strömung getragen, ist es im Handumdrehen bei uns.

Durch einen Felsspalt hat sich ein Bach seinen uferlosen Weg gebahnt. Mit den Füßen im Wasser müssen wir durch diesen hundert Meter langen Spalt schlüpfen, der so eng und so hoch ist, daß es darin völlig Nacht wird. Das Pony wird abgesattelt, und wir teilen uns in die Last. Trotzdem, und so klein es ist, kann sich das Tier nur unter drolligen Verrenkungen gerade noch hindurchzwingen. Wenn eine Biegung kommt, müssen wir es ziehen und schieben und ihm über die vom Wasser glattgehobelten Platten und Stufen hinüberhelfen.

Bei einem Essen im Gasthof machte sich einmal ein befreundeter Bergsteiger über die alpine Kletterei lustig und über die schrullige Sitte, die Schwierigkeiten nach genauen Graden zu bestimmen. Im Himalaja, so erklärte er, fängt das Erkunden und das Klettern schon auf den Fußpfaden an. Und er unterschied einen dritten Maultiergrad von einem fünften Hammelgrad. Heute haben wir es bis zum Pony-Akrobaten-Grad gebracht. Armes Kerlchen! Auseinandergezerrt und zusammengepreßt, hat es mit einem anständigen Pferd nicht mehr Ähnlichkeit als ein an seinem Mauerhaken hängender Kletterer mit einem anständigen Bergbewohner . . .

Von dieser Schlucht aus gelangen wir in ein geröllübersätes Tal am Fuße des Passes, der sich endlich gegen den Himmel abzeichnet.

Es wird Abend. Auf dem steinigen Abhang finden wir einige übereinanderliegende eingeebnete Plätze. Auf einem davon wird das Pony untergebracht nebst einem Hafersack. Wir strecken uns auf einem andern aus, eng aneinandergeduschelt, um der Kälte des Hochgebirges Trotz zu bieten.

Im Morgengrauen geht es weiter bergan. Es wird ein eintöniger Aufstieg über die Schutthänge bis zum Kamm der Bergkette in einer Höhe von 5200 Metern. Ich laufe noch auf einen nahen Gipfel hinüber, um das Gewirr der Grate und die mäch-

tigen Bergriesen zu bewundern: den Nun-K'un, den Nanga-Parbat . . .

Nun haben wir bloß noch den Abstieg vor uns. Aber ich kenne dieses ‚bloß noch‘ im Himalaja! Diesmal bedeutet es Geröll- und Schutthänge, stundenlang, und abschüssige Stellen, wo man das Pony an der Leine und am Schwanz festhalten muß, eine Nacht im Biwak und siebzehn Furten, eine immer eisiger als die andere.

Sie sind lang, die Wege in diesem Land . . .

LEBEN UND ARBEIT

In einem so kalten, trockenen und rauhen Lande wie Ladakh konnte nur dieses eine Volk sich niederlassen, diese Tibeter mit ihren mongoloiden Zügen und ihrem untersetzten Körperbau, und sie mußten eine Unsumme von Einfallsreichtum, von Hartnäckigkeit und gutem Mut aufbringen, um in dieser windumtosten Granitlandschaft zwischen drei- und fünftausend Metern Meereshöhe zu leben.

Als seßhafte Bauern und Handwerker leben sie in den Oasen, an den Läufen der wilden Gletscherabflüsse, sie bewässern ihre Gersten- und Luzernfelder, bauen ihre Häuser aus Ziegeln und rohem Erdreich, hämmern metallene Becher und weben ihre Stoffe aus selbstgesponnener Wolle.

Als Wanderhirten und Karawanenführer durchziehen sie die besserbewässerten Steppen der Hochebenen auf der Suche nach Weideland für ihre Herden. Als Besitzer von Tausenden von Ziegen und Schafen liefern sie Butter und andere Milcherzeugnisse und die Rohwolle, die das Land benötigt, während die Karawanenführer, die Handelsleute der Wüste, den Austausch zwischen den höheren und tieferen Landesteilen vermitteln, der das Leben erst ermöglicht wie der Blutkreislauf eines Körpers.

Der Ladakhi lebt noch beinahe in geschlossener Hauswirtschaft. Sein Land und seine Herden liefern ihm genügend Mehl, Butter und Fleisch, die seine ganze Nahrung ausmachen. Nur in Leh gibt es Zucker, Gewürze und Petroleum zu kaufen. In den Dörfern weiß man nichts davon.

Der Jahreslauf kennt nur zwei Abschnitte: einen kurzen, glühend heißen Sommer und einen endlosen, eisigen Winter, in dem das Leben stillsteht. Sowie auf den höchsten Gipfeln der Schnee abschmilzt, Ende Mai, ergießt sich das Wasser in die Kanäle zwischen den Feldern, die ersten Grashalme kommen hervor, und die jungen Reiser färben sich rötlich. Hinter zwei riesigen ‚Dzo‘ — sie sind eine Kreuzung zwischen Yak und Rind —, die für die harte Feldarbeit verwendet werden, zieht der Bauer seine halbkreisförmigen Ackerfurchen und versucht auf diese Weise, den bösen Geist des Feldes in eine Ecke zu bannen, damit er der Ernte nicht schaden kann. Er sät Weizen oder Gerste, sogenannte Sechzigtagegerste, die in zwei Monaten reift. Dann wartet er. Der Boden ist gut, die Sonne sengend heiß. Es bleibt nichts mehr zu tun, als die Felder dreimal zu bewässern und einmal vom Unkraut zu befreien — das besorgen die Frauen —, und dann kommt die Ernte. Von Mitte September an schneiden die Ladakhi ihr Korn mit der Sichel, soweit sie es nicht mit der Hand ausreißen. Sechs bis neun Kühe und Esel stampfen es aus, auf einer Tenne mitten im Feld. Es gibt eine Menge von einförmigen Gesängen — seit eh und je dieselben —, mit denen die Tiere angetrieben werden, die endlos im Kreis gehen und dabei im zertretenen Stroh schnuppern. Dann geht's ans Worfeln, und nun wird nicht mehr gesungen, sondern gepfiffen. Damit rufen die Ladakhi den Wind herbei. Mit Wurfgabeln werfen sie die Ernte in die Luft, damit der Windhauch das Korn vom Stroh sondert.

Es folgt der lange Winter, wo es kein Wasser gibt und die Erde gefroren und grau ist. Sechs Monate lang schläft die ganze Natur, mit Ausnahme der Sonne, die noch für ein paar Wochen

ein wenig Wärme spendet. Männer wie Frauen sind nicht ganz untätig. Es ist die Zeit des Spinnens und Webens. In jedem Haus werden Wollkleider angefertigt, dazu Stricke und Säcke. Solange Kisten und Kasten voll sind, kommt man zusammen und veranstaltet Schmausereien, heiratet oder feiert eine Geburt. Bis Neujahr ist jeder Vorwand recht für Feste und Vergnügungen. Man lädt ein und wird eingeladen, kurzum, es geht hoch her.

Dann kommen die mageren Monate, in denen man kümmerlich von seinen Resten lebt. Immerhin hat man fürsorglich einige Vorräte beiseite geschafft, um im Februar das Fest der großen Fröste würdig begehen zu können. Bis dahin gräbt man sich ein. Mit seiner Wolkendecke und seinem einförmigen Grau bietet das ganze Land ein Bild des Todes. Nichts regt sich. Nirgends Leben. Geht der Winter nie zu Ende? Wenig Arbeit, wenig Festmahle. Leer die Speicher. Manchmal müssen die kleinen Bauern ihr Saatgut angreifen.

Endlich kommt die Sonne wieder, erwärmt allmählich die Erde und die Herzen. Mensch und Tier kriechen aus ihrem Bau und freuen sich der kaum wahrnehmbaren ersten Regungen der Natur. Überall ein neues Werden. Schon hat der Boden seine bleiche Farbe verloren. Die Kuckucke rufen einander zu. Die Kanalränder haben sich eine leichte Moosdecke zugelegt.

Um diese Zeit halten die Bauern ihr großes festliches Bogenschießen ab, ein Sinnbild der zeugenden Kraft des Frühlings.

Ein geschlossener Kreislauf: Die Erde, die die Nahrung spendet, liefert auch den Handwerkern die notwendigen Grundstoffe und sichert die wirtschaftliche Unabhängigkeit des Landes. Aus Balken von Pappelholz und einfachen rohen Ziegeln bauen sie hohe und geräumige Häuser. Bäume, Erde und Wasser sind an Ort und Stelle vorhanden. Aus dem Lehm entstehen Töpfe aller Art.

Es fehlt auch nicht an Erzlagern. Für eine Ausbeutung in

großem Maßstabe wären die Adern nicht ergiebig genug, aber für die Bewohner des Himalaja reichen sie aus. Zur Metallbearbeitung verwendet man Holzkohlenfeuer, die mit Handblasebälgen unterhalten werden. Haushaltsgegenstände, Äxte, Hacken, Hufeisen und Geschirrtteile, alles wird auf einfachen Granitblöcken geschmiedet. Oft betätigen sich die Schmiede auch als Goldarbeiter. Sie stellen Tafelgeschirr aus getriebenem Silber und Gold her (das Silber stammt von den Hügeln, das Gold vom Indus) sowie Geschmeide, für die die Tibeter eine Leidenschaft haben.

Die Ladakhi-Frauen fertigen ihre Stoffe selbst an. Mögen sie zu Besuch sein, auf ihren Dächern sitzen oder in der Küche hocken, auf die Felder gehen oder in den Basar, unablässig spinnen sie aus der Wolle, die sie den Hirten abgekauft haben, ihren regelmäßigen und feinen Faden — kilometerweise. Von Haus zu Haus schleppen die Weber ihre Webstühle, die aus ein paar mit Schnüren verbundenen Stäben bestehen. Der dichte, rauhe Stoff wird tiefrot gefärbt, aus Rhabarberblüten und -wurzeln, die man zwischen den Felsen findet. Die Schneider vollenden das Werk, indem sie — immer nach demselben Modell — die Kleider zuschneiden und die Stoffteile in langwieriger Näherei aneinanderfügen.

Die handwerkliche Arbeit ist hochgeschätzt wegen der damit verbundenen Bequemlichkeit und Schönheit. Die Bequemlichkeit ist freilich bescheiden und bewegt sich nach unsern Begriffen oft an der untersten Grenze des Erträglichen. Aber die Tibeter schätzen die saubere, solide und oft peinlich genaue Arbeit. Es herrscht große Nachfrage nach tadellosen, zuverlässigen Werkzeugen, mit denen sich wirklich gute Tische, Tassen oder Kleidungsstücke herstellen lassen. Auf diesem Gebiet empfinden sie die Dürftigkeit ihrer handwerklichen Ausrüstung recht schmerzlich. Wie viele glänzende Blicke zogen unsere scharfen Hobel auf sich, unsere Sägen mit den untadeligen Zahnreihen, ja sogar unsere einfachen, kräftigen Schraubenzieher!

Immerhin, die einheimische Produktion reicht nach Menge und Güte aus, um die Nachfrage im eigenen Lande zu befriedigen. Die Ladakhi kaufen so gut wie nichts aus dem Ausland. Bis heute haben sie in keiner Weise das Bedürfnis empfunden, ihre geschlossene Hauswirtschaft aufzugeben.

Die tibetische Gesellschaft kennt nicht das leidige Kastensystem. Arm und reich, niederes Volk und Adel, selbst Abkömmlinge der ältesten Königsgeschlechter von Tibet, alle verkehren unbefangen miteinander und begegnen sich mit einem Gruß und einem Lächeln.

Die Dienstleute werden zur Familie gerechnet. Oft essen und schlafen sie im selben Raum wie ihre Herrschaft, um an der Wärme des Herdes Anteil zu haben. Aber jeder ist sich seiner Rangstufe bewußt, jeder weiß genau, welcher Platz ihm in der Gesellschaft zukommt. Bei einer Zusammenkunft oder einem Festessen wird er nach einem Blick auf die Teilnehmer und auf die Anordnung der Tische und der Teppiche sofort wissen, an welche Stelle des Saales er gehört.

Die Tische sind sehr niedrig, höchstens vierzig Zentimeter hoch. Gerade so hoch wie es für Tischgäste nötig ist, die auf dem Boden hocken. Prinzen und Äbte sitzen auf Kissen, und vor ihnen werden zwei Tische aufgebaut — übereinander! Vor den oberen Beamten stehen höhere, vor den Kaufleuten gewöhnliche Tische, und so fort bis zum kleinsten Bauern. Jeder ist an seinem Platz, aber der Hirt wird auf die Scherze des Freiherrn eingehen, und alle werden miteinander singen.

Miteinander! *Einheit* ist das Wort, das einem in den Sinn kommt angesichts dieses Himalajavolkes. Trotz des sehr abgechiedenen Lebens in den einzelnen, weit voneinander entfernten Tälern hat es sich einen ganz eigenen Lebensstil zu schaffen und zu bewahren gewußt. Von den Grenzen Chinas bis an die Tore Persiens bilden die Bewohner ganz Zentral-Asiens ein einziges Volk. Gleiche Sprache, gleiche Sitten, gleiche Neigungen.

Die Tibeter setzen der Rauheit des Klimas, den Schwierig-

keiten des täglichen Lebens auf dem ‚Dach der Welt‘ einen Mut, eine Hartnäckigkeit, eine Lebensbejahung entgegen, die ihnen von vornherein unsere Zuneigung sichert.

AUF DER SUCHE NACH DER VERLORENEN ZEIT

Ein tibetisches Ehepaar, eine Europäerin und zwei Diener, das ist die ganze Karawane. Seit fünf Tagen reiten wir durch Hochebenen und Täler, Schluchten und Pässe. Unter uns der Sand und über uns der Himmel.

Nichts Seltsameres, nichts Absonderlicheres läßt sich denken als dieses Hochland, diese unermesslich weiten, von Tälern durchsetzten Flächen, auf denen wüstenhafte Strecken mit Steppen wechseln, deren dürftiges, kurzes Gras als kärgliche Weide dient.

Kahler Boden im bunten Farbenspiel des Sandes und der Felsen . . . Eintönig ist die Wüste niemals, so oft wechseln die Farben auf den Abhängen, den Hügeln voll grüner, roter, sienabrauner Steine. Jedes Tal, fast jede Düne zeigt eine andere Tönung. Auf ernste, schiefergraue Talgründe folgen granatfarbene Felsentürme, deren Spitzen in den türkisblauen Himmel ragen.

Anderswo beherrscht eine graugüne Grasdecke das Bild. Mehr grau als grün. Ein paar niedrige Büsche, Wacholder und Gras. Man möchte eine Lupe dabei haben, um die einzelnen Halme zu erkennen, so dünn und so selten sind sie. Und doch weiden auf diesen Flächen Tausende von Ziegen, Schafen und Yaks, der Stolz des Grundbesitzers auf dem ‚Dach der Welt‘. Der Stolz und die Sorge und der Grund seiner ständigen Wanderungen.

„Wie lange lagert man auf demselben Platz?“

Mein Gefährte, dessen Pferd mir zur Seite trabt, fährt aus seinem Halbschlaf auf:

„Na — so drei Wochen, höchstens vier. Dann ist das Tal kahlgefressen, denn die Tiere suchen es von einem Ende zum andern ab, oben und unten, in jeder Richtung. Ein Schaf muß den ganzen Tag auf den Beinen sein, wenn es nicht verhungern will.“

Das war mir freilich schon klargeworden, wenn ich Braten und Koteletts aß. Das Schaffleisch ist weder fett noch zart! Abgesehen von der mühsamen täglichen Suche nach kümmerlicher Nahrung leisten die Tiere ihren Besitzern noch weitere nützliche Dienste. Selbst auf dem langen Weg von den Bergen zum Schlachthaus, der Wochen, ja Monate dauert, haben sie noch ihr Gewicht an Waren auf dem Rücken zu tragen.

Wir müssen nun bald an einen Lagerplatz kommen. Aber so sehr ich meine Augen anstrenge, ich sehe noch nichts von dem langerträumten Ziel. Gerade haben wir einen kalten, windigen Paß überschritten, wo wir die auf diesen Höhen üblichen Altäre fanden und eine Menge Gebetsfahnen, die die Pilger hier aufgepflanzt hatten. Auf der einen Seite hatten wir das Industal mit seinen Oasen und der vertrauten Ebene, in der wir wohnen, auf der andern erstreckten sich Hügel und Täler, so weit das Auge reichte, und es hatte etwas Beklemmendes, daran zu denken, daß diese Steppen sich endlos fortsetzten — bis nach China. Ein türkisblauer See füllte fast randvoll ein großes, flaches Becken. Dies war das Unbekannte. Würde es uns wohlgesinnt sein? Sungkyil, meine Begleiterin, lächelte mir zu, da sie meine innere Erregung spürte. Plötzlich, als ich sie betrachtete, wie sie im Schmuck ihrer schönsten Kleider so stolz ihr schweres Haargeschmeide von blauen Steinen trug, begriff ich, woher den Goldschmieden ihre Einfälle kommen. Auf der Brust meiner Freundin blitzten die Türkise, eingelassen in das Goldfiligran eines Anhängers aus getriebenem Metall. Wie seltsam spiegelte sich im kleinen die Landschaft, die vor mir lag: die wellige Steppe mit dem Blau ihrer Seen!

Zu Fuß steigt man von einem Himalajapaß schneller ab als

zu Pferde. Was für ein Gefälle! Ich überließ es meinem Tier, sich mit kleinen Schritten seinen Weg zu suchen, und auf der letzten Hochfläche, die uns vom Lagerplatz Debring trennte, holte ich Tsetan Puntsok wieder ein.

„Aber wo ist denn dieser Lagerplatz?“

„Da drüben! Der schwarze Punkt, das muß ein Zelt sein.“

„Eher ein Pilz!“

Als wir näher herankommen, glaube ich eine riesenhafte Pilzkultur vor mir zu haben! Die dunklen, beinahe schwarzen Zelte haben einen viereckigen, gedrungenen Unterbau, und darüber spannen sich wahre Dome mit buckelartigen Vorsprüngen. Dreißig oder vierzig an der Zahl, stehen sie in Gruppen am Bachufer. Aber erst müssen wir diesen Bach durchwaten — und es ist Abend, das Wasser steigt und brodelte!

Drüben haben sie uns gesehen, sie treten aus den Zelten und kommen uns entgegen.

„Gehen Sie nicht hinüber, Mem-sahib, Sie werden sich Ihre ehrenwerten Füße naß machen!“ ruft mir ein junger Mann zu. Er hat buschiges Haar und ein Falkenprofil.

„Warten Sie, ich hole Sie, ich nehme Sie auf den Rücken!“ überbietet ihn ein anderer, den ich um Haupteslänge überrage. Ich habe keine Lust, Mehlsack zu spielen, und steige lieber ins Wasser, gefolgt von Tsetan Puntsok.

Strubbelköpfige Jungen sind da, fast nackt — in 4000 Meter Höhe und am Abend! Sie wollen sich totlachen bei meinem Anblick — sie haben noch niemals eine weiße Frau gesehen! Dieses große, blonde Wesen in Reithosen muß vom Mond gefallen sein. Dann weichen sie schüchtern unter ihre Zelte zurück. Aber die runden Gesichter verziehen sich zu einem Lächeln, als ich sie mit ein paar Worten in ihrer Sprache anrede.

Sie scheinen zu sagen: Mit der wird man sich immerhin verständigen können.

Wir werden uns noch besser verstehen, wenn ich mich eine Stunde später im Familienzelt mit untergeschlagenen Beinen

niedersetze, in einem Kleid, das denen ihrer Eltern ähnlicher ist als meine europäische Ausstaffierung, die ihnen beinahe ungehörig vorkommt.

Ich taste mich nach dem Zelt, das mich beherbergen soll. Die Nacht bricht herein, ein kalter Wind weht von den Gletschern herüber. Ich streiche über das locker gespannte Tuch, durch das ein matter Schein dringt. Ich suche nach einer Tür, oder was als solche dienen mag. Da, wo die Wand undurchsichtig ist, finde ich einen losen Zipfel. Ich schlüpfe durch den Spalt — und falle beinahe in ganzer Länge auf den häuslichen Herd! Die tibetischen Zelte werden über niedrigen Sockeln errichtet, die aus unverbundenen Steinen bestehen und eine metertiefe Ausschachtung umrahmen. Die Tür öffnet sich gerade über dem einen Ende der Feuerstätte, die den Wohnraum in zwei Teile teilt. Ich finde mein Gleichgewicht wieder und schlüpfe mit eingezogenem Kopf ohne weitere Abenteuer zu dem Platz hin, den man mir zu seiten des Hausaltars freigehalten hat. Nur undeutlich kann ich die Umgebung erkennen. Zwar hat man mir eine Öllampe hingestellt, aber diese Katakombenbeleuchtung rückt alles, was nicht in ihren Bereich fällt, in desto tieferes Dunkel. Jedesmal, wenn ein Wacholderzweig auf das Feuer geworfen wird, zucken dunkle Schatten über die Zeltwand. Eine Plane über einem Loch — das ist das Obdach des Nomaden.

Jetzt ist die ganze Familie versammelt und wartet auf das Abendbrot. Es wird spät gegessen, denn schließlich braucht man kein helles Licht, um seinen Mund zu finden. Das Licht ist für wichtigere Beschäftigungen da. Solange es hell ist, sind die Nomaden draußen bei ihren Herden beschäftigt, die Frauen weben die Kleider für die Familie oder sammeln Brennmaterial. Wenn die Nacht kommt, kehren sie zurück und fachen das Feuer an, indem sie in die sorgsam erhaltene Glut blasen. Die Tibeter haben ihren Blasebalg in der Brust. „Fhhh! Fhhh!“ Die Glut leuchtet auf, die Flamme wird größer, leckt an dem rauchenden Buschwerk. Bald knistert das Feuer und verbreitet wieder

Leben und Wärme inmitten der Wüste. Der Rauch zieht durch den Spalt im Dach ab, da, wo die zwei Seitenplanen des Zeltes mit Stricken aus Yak-Haaren zusammengebunden sind. Nun werden Kochtöpfe aufs Feuer gestellt, für den Tee und für die Suppe. Die Hausfrau holt aus der Speisekammer die frische Dickmilch, die das aus Fleisch und Mehl bestehende Mahl vervollständigen soll. Man braucht keinen Schlüssel vom Bund zu nehmen, um den Vorratsschrank zu öffnen. An dem Mäuerchen, das dem Zelt als Unterbau dient, befindet sich eine Nische aus flachen Steinen, eine Art Schrank mit einem Sack davor, wo die Milch aufgehoben wird. Der Milchbehälter hat keine rechte Ähnlichkeit mehr mit einem Topf, er hat zu viele Stöße abbekommen bei den etwa zwölf jährlichen Reisen auf dem Rücken des Yak und in Gesellschaft des verschiedenartigsten Hausrats.

Und doch, wie beschränkt ist der Hausrat eines Nomaden! Vergeblich suchen meine Augen nach Möbeln, nach Betten, nach Geschirr. Meine Gastgeber sitzen auf dem flachen Sand- und Kiesboden. Da schlafen sie auch, eingehüllt in ihre Kleider und in die Schaffelle, die in einer Ecke des Zeltes aufgestapelt sind. Die eine Hälfte der Behausung, links vom Eingang, scheint der Hausfrau vorbehalten zu sein. Hier verwahrt sie ihre Kasserollen, ihre „Buttermaschine zum Teemachen“ und ihre Mühle: zwei übereinanderliegende Mahlsteine aus Granit. Der untere, etwas größere Stein hat erhabene Ränder. In ihn wird der bewegliche andere Stein eingelassen. Mit der einen Hand schüttet man durch ein eingebohrtes Loch in der Mitte des Steins das Korn, mit der andern dreht man ihn, indem man einen in den Rand eingetriebenen Bolzen wie eine Kurbel handhabt. Ich erkundige mich, wie schnell man damit mahlen kann.

„Ich brauche jeden Vormittag drei bis vier Stunden, um die Tagesration an Mehl für meine Familie zu mahlen“, sagt der Hausherr.

„Könnt ihr euch nicht ablösen oder etwas auf Vorrat mahlen?“

„Nein, die Arbeit ist für die Frauen zu anstrengend. Sie könnten nicht lange mahlen. Und dann haben wir unser Mehl gern alle Tage frisch.“

Es ist wahr — wo sollten sie ihr Mehl aufbewahren? Sie haben weder einen Mehlkasten noch andere Behälter. Trotzdem steht da eine eiserne Truhe mit mächtigem Vorhängeschloß, auf der der Familiengötze und die winzige, Tag und Nacht brennende Messinglampe stehen. Ich beuge mich zu Sungkyil hinunter. „Was haben sie denn da drin?“

„Ihr bestes Kleid und vielleicht ein Paar Schuhe zum Wechseln.“

„Sonst nichts?“

„Doch. Ein geweihtes Buch, damit gelegentlich ein vorüberziehender Lama das Zelt von den bösen Mächten befreien oder die Familie segnen kann.“

„Und weiter?“

„Ein paar Silberstücke, eine Tasse, zwei oder drei Türkise als Mitgift für die Tochter. Das ist alles.“

Das ist alles.

Das ganze Vermögen, alle Geheimnisse, das ganze Privatleben einer Familie finden also in einer Truhe Platz, die man im Nu mit einer Stahlzange öffnen könnte. Entbehrung? Armut? Gewiß. Aber es ist mehr: eine freiwillige Armut. Diese Nomaden besitzen nichts oder fast nichts und sind darum doch nicht unzufrieden. Sie wollen von einem leichteren und bequemerem Leben gar nichts wissen. Sogar die verhältnismäßige Wohlhabenheit ihrer bäuerlichen Landsleute hat nichts Verlockendes für sie.

Und doch ist es schon lange her, seit die Tibeter den Urzustand des Nomadentums überwandern und Ackerbauern wurden. Ihre Chronik verlegt die Einführung des Pfluges und des Gepans ungefähr in das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Es brauchte dann nur dreihundert Jahre, bis die tibetischen Bauern sich eine Ordnung setzten, Kanäle zogen, ihre

Felder einebneten, das Wasser in Behältern auffangen. Sie züchteten das Dzo sowie das Maultier als Helfer bei ihrer Landarbeit. Im 7. Jahrhundert, unter der Regierung des großen Fürsten Songtsen Gampo, ist die Produktion schon so weit fortgeschritten, daß man Marktpreise für Brot, Butter und Luzerne festsetzt. Die Bauern haben richtige Häuser, sie schmücken sich mit Edelsteinen und seidenen Kleidern, sie essen sich satt, werden reich.

Die Nomaden machen keinen Versuch, mit dieser Entwicklung Schritt zu halten. Zweifellos stehen sie nicht mehr auf der Stufe der Sammler und Jäger, aber der Lebenszuschnitt dieser ständig umherwandernden Viehhirten ist noch immer primitiv.

Erstaunlicherweise üben sie auf die Bauern eine magische Anziehungskraft aus. Während in Europa die Gebirge sich entvölkern, weil das Leben dort zu hart ist, zieht es die Tibeter mit unwiderstehlicher Gewalt nach den Höhen, nach den Steppen des „Daches der Welt“, wo Kälte und Trockenheit herrschen, und sie kennen nichts Schöneres als dieses urtümliche Leben der Hochländer.

Für die Leute der Täler ist dies hier das Land, wo sich gut leben läßt (man fragt sich, wovon!). Eines Tages fiel uns im Industal ein schönes, mit Schnitzereien und Gemälden verziertes Haus auf. Der Garten war groß, die Aprikosenbäume schwer von saftigen Früchten; bestimmt der Besitz eines wohlhabenden Mannes. Als ich etwas Derartiges zu meinem Begleiter sagte, erwiderte er: „Kein Wunder! Er treibt Handel mit dem Hochland.“

Für die Leute von unten liegt droben das Land, wo man sich nicht beengt fühlt. Keine Häuser, keine Bäume hemmen den freien Blick. Unbegrenzte Weite! Man ist Herr über den Raum. Selbst ein so ausgesprochener Städter wie Tsetan Puntsock muß jedes Jahr für einige Zeit nach Rupscho. Als er später die Schweizer Alpen besucht, klagt derselbe Mann, daß er dort ersticke: jeden Augenblick stoße sich sein Auge an einem Berg oder einem Wald.

Die Tibeter sehnen sich nach freiem Raum. Sie sind Nomaden aus Leidenschaft. Soweit sie unter dem schwarzen Zelt der Steppen leben, wünschen sie, es nicht zu verlassen. Wer Haus und Feld hat, ergreift jede Gelegenheit, wieder auf Wanderschaft zu gehen, wie seine Väter es taten zu Anbeginn der Zeiten.

Unser Schlaf wurde durch das wütende Gebell der Molosser gestört, der Wachhunde des Lagers. Rasende Verfolgung, eilige Flucht und Geheul!

Ein Wolf hatte sich in die Schafherde geschlichen.

Die Sonnenstrahlen, die durch den Zelteingang dringen, wecken mich aus dem Tiefschlaf, in den mich die eisige Kälte der Morgendämmerung versetzt hat. Es ist ein strahlender Tag. Unter dem indigoblauen Himmel, in kristallklarer Luft bummle ich den Bach entlang und suche nach einer Stelle, wo ich das Eis aufschlagen kann, um mich zu waschen. Ein ganzer Schwarm von Frauen und Kindern zuckelt hinterdrein. Meine Brille erregt großen Jubel, und sie erkundigen sich, wozu eine Zahnbürste gut ist. Kein Zweifel, diese Dinge wirken hier nicht ganz stilgemäß.

Unser Gastgeber hat uns zu Ehren ein Schaf geschlachtet. Der Buddhismus verbietet seinen Gläubigen jegliche Tötung eines lebenden Wesens, aber man weiß die Schwierigkeit zu umgehen: die armen Schafe stürzen von einer Felswand oder es fliegt ihnen ein Stein an den Kopf, man weiß gar nicht, woher . . .

Wenn das Vieh durchaus nicht an einem Unfall sterben will, fragt sich der Tibeter voller Angst, was er in seinen Kochtopf tun soll. Tatsächlich ist er ein großer Fleischesser, weil er nicht viel anderes zu beißen hat. Es gibt kein Gemüse, kein Obst. Zur Not einige Milchspeisen und eine Handvoll Mehl. Was soll man also machen, um ohne Sünde zu seinem Fleisch zu kommen? Nach einigem Zögern und Überlegen, nach etlichen Magen- und Gewissensverrenkungen nimmt er eins seiner Tiere

und drückt ihm mit einem Lappen das Maul zu. Während das Tier langsam erstickt, rechtfertigt sich der Tibeter: „Ich kann nichts dafür, ich habe ihm nicht das Leben genommen. Es hat zu atmen vergessen.“ Da er kein Blut vergossen hat, ist er mit seiner Religion im reinen. Und außerdem schmeckt ihm das Fleisch besser, wenn es nicht geblutet hat. Immerhin plagt ihn noch ein leiser Zweifel. Zur Beruhigung seines Gewissens greift er nach der Gebetsmühle und dreht sie so schnell er kann über dem Maul des sterbenden Tieres. Der Mensch ist unverbesserlich, wenn es gilt, ein Gesetz zu seinen Gunsten auszulegen . . .

Heute sollen wir, wie es scheint, unbedingt mit einem Leckerbissen Bekanntschaft machen: Blutwurst mit Gerstenmehl, ein paar Reiskörner, Zwiebel und etwas Gewürz, gekocht und geröstet. Ich fürchte, bei all diesen Vorbereitungen kommen wir erst am Nachmittag zum Frühstück. Aber schließlich, was macht es schon, um 15 Uhr zu essen statt um halb acht? Ich stecke eben noch voller europäischer Vorurteile. Wo die Zeit keine Rolle spielt, ißt man, wenn das Mahl fertig ist.

Tsetan Puntsok unterbricht uns bei unsern festlichen Vorbereitungen. „Kommen Sie! Die Herden treffen ein!“ — und er zieht mich hinaus.

Beide Talhänge sind in Bewegung wie bei einem großen Erdbeben. Dicht aneinandergedrängt steigen die Schafe und Ziegen die grauen Hänge herab. Die Masse lockert sich auf oder schließt sich enger zusammen, wie das wellige Gelände es ergibt. Gleich wird die Spitze den Bach erreichen, der heute viel weniger Wasser führt als gestern. Das tausendfache Geblöke der Tiere erfüllt die Luft und weckt das Echo an beiden Talhängen.

Noch nie habe ich so viele Schafe beieinander gesehen, und vor allem: nie hätte ich geglaubt, daß diese Steppen derartige Herden ernähren könnten. Jetzt beginnt bei den Zelten der Handel. Es ist der einzige Augenblick des Tages, wo die Ziegen angebunden werden, in ganzen Trauben um lange Pfähle herum.

Da ist er also, der einzige Reichtum der Nomaden, diese

immer hungrige Herde, dieses kostbare, aber unsichere Gut, das den Wölfen und der Kälte preisgegeben ist.

„Wie viele Tiere hat ein Nomade?“

„Eine Familie muß mindestens fünfhundert haben, um leben zu können, aber meistens sind die Herden weit größer. Es kommen gut und gern zwei- bis dreitausend Tiere auf ein Zelt. Manchmal auch mehr. Dieses Jahr sind die Herden stark vermindert. Schade, daß Sie sie nicht in voller Stärke zu sehen bekommen. Das gibt ein anderes Geblök!“

Inzwischen sind wir zu unserem Familienzelt zurückgekehrt, wo man sich beeilt, den Tee aufzutragen. Unser Gastgeber klärt uns über die Gründe der Bestandsverminderung auf. Ich muß sehr genau achtgeben, denn auf den Hochflächen spricht man einen Dialekt, der von dem in Leh ziemlich abweicht. Die Sprache ist der von Lhasa, der Hauptstadt, verwandt.

„Im April“, beginnt er, „als wir schon unsere Winterquartiere verlassen hatten, wurden wir von verspäteten Schneefällen überrascht. Sie deckten nicht nur das Gras zu, sondern auch die Wacholderbüsche . . .“

Auf einmal wird mir etwas klar, worüber ich noch nie nachgedacht habe. Die Nomaden haben keine Futtevvorräte, nicht für einen Tag. Es gibt weder Scheunen noch Heu noch eine Möglichkeit, irgendwoher welches zu beschaffen. Sie müssen die Wetterkatastrophen, die ihre Herden vernichten, ebenso erdulden, wie sie sich in Krankheiten, Unfälle und Tod schicken. An Hilfe ist in dieser völligen Abgeschlossenheit nicht zu denken.

„Was habt ihr denn euern Schafen zu fressen gegeben?“

„Nichts. Die kräftigsten waren noch imstande, den Schnee aufzuscharren und ein paar einzelne Gräser abzurupfen. Die andern sind vor den Zelten zugrunde gegangen, denn der Schnee blieb lange liegen.“

Aus dem dunklen Winkel kommt eine Frau hervor, die dort beim Buttern war. Ohne es sich anmerken zu lassen, hatte sie

zugehört und noch einmal die Tage durchlebt, wo der Tod das Lager heimsuchte.

„Und all die Gerippe!“ rief sie. „Am Abend waren mir die Arme lahm, so viele tote Schafe hatte ich vom Zelt fortgeschleppt. Und nach ein paar Tagen mußten wir es aufgeben und die Kadaver liegenlassen, wo sie lagen. Wir konnten nicht mehr. Es waren zu viele.“

Mit hängenden Armen und leerem Blick bietet sie das wahre Bild der müden Verzweiflung, die den ganzen Stamm erfaßt haben mußte. Die Tibeter lieben und leiden wie wir. Vielleicht noch stärker. Der langsame Schritt der Karawanen, die Unermesslichkeit der Steppen, die Nächte unter den Sternen haben ihnen gelassen, was wir besitzen sollten: Heiterkeit und Ruhe. Ruhe spricht aus den unbewegten Gesichtszügen, die leicht etwas maskenhaft Undurchdringliches, Unergründliches bekommen. Aber diese rauhen Steppenbewohner stehen wehrlos vor dem Gewittersturm, schutzlos vor den Schicksalsschlägen, sie sind in mancher Hinsicht hilflos wie ein Neugeborenes. Gegen die Härten des Lebens hilft ihnen nur die Ergebung in das Leiden.

Doch bisweilen schlägt das Unglück zu hart zu, die Schläge treffen das Herz, die Quelle des Lebens. Der Tibeter empört sich nicht, er sucht nicht zu fliehen, aber er schreit, er schreit seinen Schmerz hinaus. Seine Augen werden feucht, Wangen und Stirn furchen sich, und mit ausgestreckten Armen heult er regungslos seine Klage hinaus wie ein verwundetes Tier.

Leibhaftig tritt uns diese Verzweiflung in der Frau entgegen, der das Sterben ihrer Herde wieder vor Augen steht, der Verlust ihres einzigen Guts. In diesem Frühling ist diesem Stamm über die Hälfte der Schafe eingegangen. Ich kann es kaum glauben, doch die düsteren Bilder der nächsten Tage bestätigen es. Jedesmal, wenn wir an einem verlassenen Lagerplatz vorüberkommen, finden wir haufenweise die Gerippe um die steinernen Vierecke, die den festen Sockel der Zelte bilden.

Nun stammen die Einkünfte der Nomaden hauptsächlich aus dem Wollhandel. Die Leute in den Steppen des Hochlandes besitzen kaum bares Geld. Ihre Geschäfte wickeln sich auf dem Tauschwege ab. In den unteren Tälern holen sie Getreide, Stoffe, Gewürze und Zucker, den sie als Leckerei und als Luxus betrachten. Als Tauschobjekt bringen sie Salz, das sie an den Rändern der zahlreichen Salzseen gewinnen, die es in dieser abflußlosen Hochfläche gibt. Vor allem aber bringen sie ihre Wolle, die in allen Haushalten gesponnen und gewebt wird, um Kleider daraus zu machen.

Der aus dem zottigen Fell der Ziegen herausgezupfte Flaum nimmt seinen Weg bis nach Kaschmir hinunter, um dort verarbeitet zu werden. So entstehen die bunten Seidenschals, die zum Brautschatz unserer Großmütter gehörten, und die so zart gewebt sind, daß man sie durch einen Ring ziehen kann.

Die Hirten sind auch die Butterlieferanten für die unteren Täler, wo nicht genug Butter für den landesüblichen Tee produziert wird. Der Verbrauch an gebuttertem Tee ist enorm. Dreißig bis vierzig Tassen am Tag sind etwas ganz Gewöhnliches. Dabei ist der Milchertrag in den Wüstenebenen gering. Zudem stammen die Milcherzeugnisse hauptsächlich von den Yaks, diesen gewaltigen Rindern des Himalaja.

„Der Yak ist das nützlichste Tier der Welt“, sagte einer unserer Freunde. „Er ist weitaus unser bestes Tragtier, vor allem auf den schlechten Wegen, wir trinken seine Milch, wir verwenden seinen getrockneten Mist als Brennmaterial. Wir essen sein Fleisch, in seinen Hörnern verwahren wir den Zunder und das Schießpulver, aus den Hufen wird Leim hergestellt, das Haar wird gesponnen und zu Zeltplanen verwoben, und sogar der Schwanz ist noch zu gebrauchen, er dient uns als Fliegenwedel!“ Tüchtiges Tier! Doch wenn man einen dieser Büffel mit dem gewaltigen Rücken und den meterweit ausladenden Hörnern dicht vor seiner Nase hat, ist einem nicht immer ganz wohl zumute. Oberhalb der Viertausendmetergrenze fühlt sich der

Yak in seinem Element, weiter unten leidet er unter der Hitze und den Einflüssen der geringen Meereshöhe.

Die Yaks sind erstaunlich widerstandsfähig. Die Unbilden des Wetters machen ihnen nichts aus. Wenn sie kein Wasser finden, fressen sie Schnee. Sie sind kräftige Lasttiere und tragen mühelos ihre zwei Zentner in jedem Gelände. Sie haben einen sicheren Tritt und überwinden die Himalaja-Pässe mit einer Leichtigkeit, die uns staunen läßt bei einem so stämmigen Tier, bei dem man überdies fortwährend das Gefühl hat, die langen Haare seines natürlichen Kleides müßten ihm im Wege sein. Der Yak klettert ausdauernd und besser als das Pferd, das zu hastig steigt und schnell außer Atem kommt. Gelegentlich wird der Yak auch geritten. Man benutzt aber nicht etwa die Hörner zum Lenken, sondern dirigiert ihn an einem Schnürchen, das an seinem Nasenring befestigt ist.

So ist der Yak ein ebenso sicheres wie langsames Fortbewegungsmittel! Nur bei den Furten muß man achtgeben. Er neigt nämlich dazu, sich in dem erfrischenden Naß zur Ruhe zu legen, und dann versinkt der unaufmerksame Reiter ganz friedlich in der feuchten Wiege.

Ein unschätzbare Gefährte, dieser Yak — das Kamel des Himalaja.

Vor drei Tagen verließ ich mein erstes Quartier bei den Hirten. Die Zeit, die ich bei ihnen verbrachte, war zu kurz; die persönlichen Beziehungen, die in aller Stille angeknüpften Freundschaften wurden zu schnell abgebrochen. Und doch wurde mir eine Freude zuteil und eine Hoffnung: daß diese Menschen vielleicht bereit sind, das Evangelium anzunehmen.

Sie sind durch Anlage und Tradition für religiöse Fragen aufgeschlossen, sie lesen ihre buddhistischen Philosophen und lassen sie sich erklären, sie unternehmen ausgedehnte Pilgerfahrten und spenden ihrer Geistlichkeit beträchtliche Summen. Selbst die Laien widmen lange Wochen der Meditation. All diese Bemü-

hungen, all ihre Worte zeigen deutlich, daß sie Suchende sind. Ihre Herzen sind geöffnet und voller Erwartung — keiner feindseligen Erwartung, sondern voll von unermüdlichen Fragen:

„Erklärt uns, auf welchem Wege die Christen zur Vollkommenheit gelangen . . . Ist er nicht ähnlich wie der unsere . . . Sammelt ihr keine guten Werke?“

„Wir haben einen einzigen Weg: Jesus Christus.“

Tsetan Puntsok hat vom Leben und Sterben seines Meisters erzählt und das Evangelium mit den buddhistischen Büchern verglichen. Er hat erklärt, was ihn von den Lamas trennt und was ihn unwiderstehlich zu Christus getrieben hat. Seine Zuhörer schienen ergriffen.

Das Reisefieber hat mich wieder einmal gepackt. Es lockte mich, mein Pferd in Galopp zu setzen, um tiefer in diese Steppe und ihre Wunder einzudringen, um schneller ans Ufer des Ts'omoriri-Sees zu gelangen, das letzte Ziel unseres Rittes, wo wir einen neuen Stamm finden wollten. Ich bin überwältigt. Durch die Wüste!

Die Fahne Tibets zeigt eine strahlende Sonne. Das Land, das beständig in ihrem Lichte badet, trocknet aus unter ihren Strahlen, die keine Wolke bricht, kein Nebel und keine Luftdichte. Diese Julitage waren eine einzige unendliche Sonnenglut. Wir ritten durch die flammende Wüste, die leuchtenden kahlen Felsen, den funkelnden Sand, umflutet vom unerbittlichen Licht des Himmels und der Erde. Ein seltsamer Zauber ging aus von dieser völlig nackten Erde ohne Halm, ohne ein Würmchen, ohne Duft. Zauber der Weite, der Klarheit bis zum Horizont eines zeitlosen und menschenleeren Planeten. Hoch über dieser regungslosen Welt schwebte ein Adler und blickte mit hochmütiger Verachtung auf die im Staube kriechenden Wesen herab.

Heute war ein Tag der Entspannung: ein langer Abstieg über die grauen Schieferabhänge und dann durch das Moos am Ufer des Ts'omoriri. Am Rande der leise rauschenden blauen Fluten

fanden wir uns wieder in einer sanfteren Welt, in der Menschen leben können. Auf meiner Haut, in meinen Augen spüre ich noch die Glut der schimmernden Wüsten. Diese verwunschene Welt mit ihrer erzenen, starren Schönheit war ein Erlebnis, das mir unvergeßlich bleibt. Aber es tut wohl, wieder bei Menschen zu sein, sich von der stillen, heiteren Luft dieses einfachen Lebens umpülen zu lassen wie vom klaren Wasser eines Jungbrunnens.

Während ich im Halbdunkel des wollenen Zeltens meinen Buttermilch schlürfe, fällt alle Müdigkeit dieses viertägigen Ritts von mir ab. Überall hat man uns einen erstaunlichen Empfang bereitet. Nicht nur um der schönen Geste willen nimmt man den Reisenden auf, sondern weil das in der Wüste eine Lebensnotwendigkeit ist. Für beide Teile! Die Tibeter wissen genau, daß der Reisende, dem sie heute Obdach, Nahrung und vielleicht Futter für sein Tier bieten, ihnen diesen Dienst in irgendeinem Wüstenstrich vergelten wird, nachdem sie ganze Jahreszeiten hindurch mit ihren Karawanen gewandert sind. Die Bewohner dieses ungeheuren Landes — sechsmal so groß wie Frankreich! — sind völlig aufeinander angewiesen. Bei den weiten Entfernungen zwischen den verstreuten Wohn- und Weideplätzen ist es unmöglich, Lebensmittel und Brennmaterial auf eine Reise mitzunehmen, deren Ziel und Dauer man nicht vorher weiß. „Heute gehört dir das Meine, morgen wird das Deine mir gehören“, das ist einer der ersten Grundsätze ihres Wirtschafts- und Gemeinschaftslebens.

Vielfaches Hufgetrappel zerreißt die Stille. Ich stürze aus dem Zelt. Vier Pferde kommen in wilder Jagd vorbeigeprescht. Das eine ist reiterlos. Wie toll rast es mit weit vorgestrecktem Kopf und fliegender Mähne über die Ebene. Jeder Muskel des geschmeidigen Körpers ist gespannt wie ein Bogen. Aufwirbelnder Kies bezeichnet seinen Lauf. Es rennt stur geradeaus in rasender Flucht.

Jeder der Verfolger galoppiert dahin wie eine Windsbraut. Mit ihrem Sattel verwachsen, liegen die Männer über den Hälsen ihrer Pferde, die ihr Bestes hergeben, bis sie endlich das flüchtende Tier einholen und sich teilen, um es einzukesseln. Nein, noch nicht! Schneller, immer schneller!

Jetzt holen sie auf! Sie sind nur noch ein einziger Leib, der da über die Ebene fliegt. Da — ein Ruck! Mit eingestemmtem Kreuz hat das Tier urplötzlich kehrtgemacht und das Weite gesucht. Die andern kommen in einer Sandwolke zum Stehen und setzen sich abermals in Galopp. Aber wie wollen sie das entfesselte Tier fangen? Ein Lasso haben sie nicht. Sollten sie es wagen, in vollem Lauf auf seinen Rücken zu springen?

Der Reiter, der den Flüchtling auf der rechten Seite eingeholt hat, gibt seinem Pferd die Peitsche . . . Heller Wahnsinn, sollte man glauben. Aber nein: er löst sich von der Gruppe, er überholt den Ausreißer. Um eine halbe Länge. Um eine ganze. Plötzlich springt er ab, stürzt vor und packt mit beiden Händen einen Huf. Sein Griff ist eisern. Das Pferd bäumt sich — und bleibt wie angenagelt stehen. Die andern Verfolger ziehen die Zügel an, bilden einen Kreis, streifen ihm ein Halfter über. Schach und matt!

Nichts bleibt von der rasenden Jagd als ein wenig Staub, der in der Ebene verweht, nichts von der entfesselten Verfolgung als drei Männer, die mit vier Pferden am Zügel gemächlich nach dem Lager gehen.

Der Mann, der den Flüchtling am Huf gepackt hat, ist groß und schlank. Sehr ruhig, sehr aufrecht kommt er näher. Obgleich sein Kleid dem seiner Gefährten gleicht und seine Lederstiefel denen aller Reiter auf der Hochebene, obgleich sein Hut, der aussieht wie ein umgestülpter Blumentopf, aus Brokat und Otterfell ist wie die Hüte aller wohlhabenden Männer des Landes, ist sein Auftreten das eines unbestrittenen Führers. Wie stolz trägt er den Kopf, wie sicher ist sein Schritt! Ich bin betroffen von der Würde und Vornehmheit dieses Mannes. Und

mein Eindruck verstärkt sich, als er herantritt und ich sein Gesicht erkennen kann. Feine Züge, stolze und zugleich sanfte Augen unter starken Brauen, gerade Nase, der Mund weder zu dünn noch zu fleischig. Man ahnt, daß die sonnengebräunte Haut eigentlich weiß ist. Die Haarflechten unter der schwarzen Kopfbedeckung sind zusammengerollt und legen sich wie ein breites Band um den Kopf. Am rechten Ohr trägt er einen silbernen Ring, an dem ein birnenförmiger Türkis hängt.

Als er vor uns steht, übergibt er sein Pferd einem Untergebenen, verbeugt sich und begrüßt uns, indem er uns weiße Schärpen um den Hals legt.

Auf diese Weise mache ich die Bekanntschaft Kalzangs, des Oberhäuptlings aller Hirten auf den Höhen Ladakhs. Er lächelt beinahe schüchtern, und der Gesichtsausdruck dieses Fürsten der Steppen, dem die Bewohner eines unermesslichen Gebietes untertan sind, dieses Bezwingers der Pferde, ist nicht allein vornehm, er ist bezaubernd.

Sogleich ist die Verbindung hergestellt. Bevor wir noch alle wieder ins Zelt getreten sind, hat er die Unterhaltung in Gang gebracht und sich nach unserer Reise und unserem Befinden erkundigt. Seine Begierde, meine Eindrücke zu erfahren, zeugt von der Liebe, mit der er an seinem öden Hochland hängt. Es ist die leidenschaftliche und unbedingte Liebe eines Mannes, der gewiß nie etwas anderes gesehen hat . . .

„Wenn Sie wüßten, was ich an Abenteuern und Überraschungen erlebt habe, als ich mit einem Freunde nach Indien fuhr!“

Nach Indien? Und nun erzählt mir Kalzang, wie er es eines Tages satt hatte, mit seinen Herden zwischen kahlen Tälern und Hügeln herumzuziehen, wie er genug hatte von diesen eintönigen Wanderungen zu immer gleichen Horizonten. Er steckte alles Geld ein, über das er verfügte, sagte Frau und Kindern Lebewohl und machte sich auf den Weg. Einmal wenigstens wollte er es mit unserer Welt versuchen. Ein halbes Jahr lang bereiste er die großen Städte des Pandschabs, machte es sich in

den Luxushotels bequem, ging ins Kino und leistete sich die erlesensten Speisen.

Die Autos, die Elektrizität, die Photoapparate, alles versetzte ihn in hellste Begeisterung. Er staunte, daß er in einem Bett schlafen sollte, stand betäubt im Gewimmel der indischen Volksmenge, fühlte sich eingekerkert auf dem Asphalt und zwischen den Betonwänden, in einer Welt ohne Erde und ohne Horizont. Er gab so viel aus, daß er schließlich seinen Sattel verkaufen mußte und eine Woche später sein Pferd. Die höchste Schande für einen Nomaden, er mußte zu Fuß zum nächsten Bahnhof gehen!

Verlockung, Erstaunen, Bewunderung und auch Enttäuschung! Dies waren die Eindrücke, die Kalzang mitbrachte, als er in seine heimischen Steppen zurückkehrte. Denn er ist zurückgekehrt, nachdem er erfahren hatte, was alles ihn vom Leben der Bauern wie der Städter trennte, und ist beglückt, wieder Raum um sich zu haben, in die Weite blicken zu können und wieder im langsamen Rhythmus der Wanderungen seines Stammes zu leben.

Die Bewohner des Himalaja haben keine technische Zivilisation und keine natürlichen Reichtümer. Und dennoch haben sie uns etwas Kostbares voraus, das wir verloren haben: ihre Lebenskunst. Die Weisheit, den menschlichen Lebensrhythmus zu bewahren; zu arbeiten, ohne mit der Zeit um die Wette zu rasen; das Leben zu verschönern mit einer brüderlichen Gastlichkeit, einer verfeinerten Höflichkeit. Auf diesen Hochebenen ist der Sinn für die Freiheit der Person noch nicht verlorengegangen. Man ist niemals Schuldner, ist Herr seiner selbst. Weisheit ist auch der Verzicht auf die Jagd nach dem Gelde, auf übertriebene Ansprüche. Es ist weise, vom Leben, von seinem Lande nicht mehr zu verlangen, als sie geben können. Nicht Fatalismus ist das, sondern bewußte Bescheidung, Einfachheit und Ehrfurcht vor dem Leben.

Und doch hat die steigende Flut des modernen Lebens den

Fuß des Himalaja schon erreicht. Erstaunt hören die Tibeter sie heranbranden, undeutlich nur und ohne ihre Gewalt und ihre Geschwindigkeit ermessen zu können. Eines Tages, und vielleicht bald, wird sie die Hochebenen überschwemmen. Wird sie ihre Bewohner unter sich begraben? Wird sie alles auf ihrem Wege mit sich reißen?

Hier liegt der Wert der Erfahrungen Kalzangs und der wenigen anderen, die wie er aus Reiselust oder Wißbegierde das einsame Leben verließen. Wenn sie ihre Ansprüche, ihre Neugier, ihr neues Wissen auf ihr Volk übertragen, können sie als Sauerteig darin wirken und allmählich die ganze Volksmasse in Bewegung versetzen, ihre Interessen auf die Außenwelt lenken und sie, ohne daß sie es ahnt, dem kritischsten Augenblick ihrer Geschichte entgegenführen: der Auseinandersetzung zwischen der verlorenen Zeit und der Gegenwart. Möge dann die Lebensgier nicht über die Lebensweisheit triumphieren!

NÄCHTLICHE SPIELE

*Anmutige Tänzerinnen sind die Mädchen des Dorfes.
Steht auf und tanzt, ihr Mädchen alle!
Hängt eure Tücher um, die Gebärden zu verstärken!
Schminkt dreimal euch und bringt die zarte Haut zur
Geltung!
Schminkt euch und tretet in des Kreises Mitte!
Nehmt eure Tücher und beuget euer Knie!*

Es gibt in Ladakh keine Freundschaftstreffen, keine Hochzeit, keine Geburtsfeier, ja kein Picknick am Flußufer und keinen geselligen Abend, die nicht mit Gesang und Tanz beschlossen würden.

Jeder Bursch weiß seiner Rohrflöte die schmach tenden Klänge

der alten Liebeslieder zu entlocken oder die flotten Rhythmen der mimischen Tänze. Wenn nirgends ein Tamburin oder ein Banjo aufzutreiben ist, klatscht man im Takt in die Hände, und alle singen den Kehrreim mit.

Unseren europäischen Ohren klingt die tibetische Musik unharmonisch und roh. Sie geht uns nicht ein, geschweige denn daß wir sie begriffen oder im Gedächtnis behielten. Sie beruht auf einer Tonleiter, die von der unsrigen völlig verschieden ist. Während in unserer Musik die Oktave aus zwölf Halbtönen besteht, gliedert sie sich bei den Tibetern wie bei den Indern in zweiundzwanzig Tonstufen. Nicht vierundzwanzig, woraus sich dann Vierteltöne ergäben, die vielleicht erträglich wären, sondern zweiundzwanzig, und sie erlauben alle nur denkbaren Kombinationen. Da unser Ohr seit der Kindheit an Tonika und Dominante, an Terz und Quarte gewöhnt ist, vermögen wir die Schattierungen dieser Sechselftel-Töne nicht zu würdigen, diese Tonspannen sind uns einfach zuwider.

Wenn man tibetische Musik öfter hört, findet man trotzdem mit der Zeit einigen Gefallen daran. Das liegt sicherlich mehr an den Rhythmen als an den Melodien der Gesänge. Denn der Rhythmus ist verhältnismäßig einfach, ein Zweiviertel- oder Dreivierteltakt, für den Tanz geschaffen. Das ist etwas ganz anderes als die endlos sich dahinwindenden Quäktöne, die uns die indische Musik völlig ungenießbar machen. (Ich spreche von der klassischen indischen Musik, nicht von der Film-Musik, die von den entsprechenden Erzeugnissen europäischer oder amerikanischer Herkunft stark beeinflusst ist.) Dort spürt der Uneingeweihte überhaupt keinen Rhythmus, er weiß gar nicht, woran er sich halten soll. Ähnlich den unmerklichen Schlangenbewegungen der ausgestreckten Arme indischer Tänzer, fließt, gleitet, schlängelt sich diese Musik dahin und hinterläßt in unsern Ohren nur den Eindruck von etwas Klebrigem und Mühseligem . . . Wenn uns die tibetische Melodie auch Unbehagen verursacht, so vermag wenigstens der Rhythmus uns zu entschädi-

gen. Die Intervalle behalten freilich etwas Knirschendes, die Legati etwas Unangenehmes, aber es ist doch ein regelmäßiges Grundelement da, man kann dem Tonsatz folgen, indem man in die Hände klatscht, kann den Körper im Takt schwingen lassen und mit den Füßen zusammenhängende Figuren beschreiben. Man braucht bei der tibetischen Musik die Tanzschritte gar nicht erst zu erlernen, sie kommen beinahe von selbst. Der Rhythmus reißt uns mit, man weiß beim Tanz, wann man an der Reihe ist, wann man vorwärts oder rückwärts zu gehen oder sich zu drehen hat, als ob man nie etwas anderes getan hätte.

In Leh herrschen die langsamen und feierlichen Tänze vor mit Verneigungen und wallenden Umhängetüchern. Modetorheit der „Großstadt“! In Reihen hintereinander geordnet, gleitet man sacht dahin, man wiegt sich nach rechts, nach links mit majestätischen Bewegungen wie ein rollendes Schiff. Im Halbdunkel schimmern die Festgewänder wie spiegelnde Reflexe auf dem Wasser.

Viel natürlicher, dabei reizvoller und schöner sind die lebhaften, wirbelnden Tänze, die man im Familienkreis und auf den Dörfern am liebsten tanzt.

Der summende Klang des Tamburins hallt durch die Nacht. „Heute abend ist Dorftanz. Kommen Sie mit?“ fragt mein Gastgeber. Und schon steigen wir auf steilen Treppen von Terrasse zu Terrasse hinab und tasten uns über die niedrigen Mauern. Allmählich verstärkt sich der Schall des Tamburins. Ab und zu verdecken die Schultern meines Führers den zuckenden Lichtschein. Wir schlagen uns zwischen Gebüsch durch, dann geht es eine endlose Gebetsmauer entlang. Ich stolpere an einer unvorhergesehenen Biegung, durchschreite ein steinernes Tor — und stehe geblendet. Hohe Flammen steigen geschwisterlich auf, überkreuzen sich, gehen ineinander und teilen sich wieder. Immer höher scheinen sie aufsteigen zu wollen, Funken jagen aus

ihren Spitzen empor und tragen das Licht und das Leben des Feuers noch höher. Der Sockel, auf dem die Glut lodert, ein Altar beinahe, läßt erkennen, daß dieses Feuer der Mittelpunkt des Festes ist.

Um das Feuer bewegt sich langsam ein Reigen dunkler Schatten. In starrer Haltung schreiten sie vorwärts, unbeschwingt, ohne eine Hüftbewegung, die den Takt der begleitenden Musik unterstriche. Die eine Seite ist grell von den Flammen beleuchtet: schwere Astrachan-Hauben, mit Türkisen überladen. Seidene Gewänder. Die Damen der Gesellschaft sind an der Reihe! Doch ihre fast regungslosen Körper erlauben sich als einzige Schrittfigur ab und zu eine halbe Drehung. Nur ihre Hände „tanzen“. Alle Bewegung, alle Schönheit sammelt sich in den Händen. Die Unterarme beschreiben einen Halbkreis, langsam drehen sich die Handgelenke, die Handflächen öffnen und schließen sich, der Daumen neigt sich dem Mittelfinger oder dem kleinen Finger entgegen.

Der Tanz der Damen hat ein bestimmtes Thema: er zeigt, wie ein junges Mädchen zum König kommt und ihm einen Strauß überreicht. Jede Gebärde hat ihre Bedeutung: Die fünf Finger schließen sich zusammen — das ist eine Blume; die Handfläche öffnet sich nach dem Himmel — das ist die Opfergabe; zwei Finger beschreiben einen Halbkreis — das ist das Leben; der Daumen berührt den kleinen Finger — das ist das Glück der vollkommenen Ruhe. Das vollendete Zusammenspiel all dieser Hände wird belebt durch den gedämpften Widerschein der Flamme und die darüber huschenden Schatten. Sonst scheint alles Körperliche ausgelöscht, in den Hintergrund verwiesen, nur die Hand, die menschliche Hand mit ihrer Geschmeidigkeit, ihrem unerschöpflichen Ausdrucksvermögen verbildlicht das Ideal von Schönheit und Freude, das die Tänzerinnen bewegt.

Der Tanz löst sich auf. Nun beherrscht nur noch das Feuer

das Bild. Gesichter heben sich aus dem Dunkel, kauernde Gestalten. Auf der andern Seite des verlassenen Kreises meine ich graue Gewänder zu erkennen, breite Gürtel und bronzefarbene Gesichter. Das sind die kleinen Leute des Dorfes. Zur Linken, wo das Licht über Kupfer, Türkise und Seide hinspielt, sitzen offenbar die Hausfrauen. Zur Rechten werden je zwei Becken und Querpfeifen sichtbar, eine Oboe und die Kinnbärte der Musikanten. Kinder jagen einander mit spitzem Geschrei nach und schlüpfen überall durch.

Als die Querpfeifen ertönen, stehen die Männer in meiner Nähe und treten in den Lichtkreis. Sie streifen sich lange Tücher über die Schulter, ergreifen sie an beiden Enden und treten hinter dem Dorfhäuptling in die Reihe. Die Herren wollen sich für den Tanz der Damen revanchieren.

Nun setzt die Musik richtig ein. Jeder faßt Tritt und nimmt den Takt auf. Allmählich beschleunigen die Becken das Tempo, die Lautstärke wächst, die Tänzer gehen in einen hüpfenden Schritt über, der sich immer mehr beschleunigt. Die Lippen der Bläser werden immer spitzer, ihre Häuse schwellen an vor Anstrengung, die Beckenschläger pauken drauf los, was das Zeug hält. Die Musik erreicht Grade, die nicht mehr zu überbieten sind. Aber nein — sie wird noch heftiger, noch mißtönender, noch rasender. Und das ganze Getöse wird übergipfelt von den Viertelton-Motiven der Oboe. Die Tänzer sind in Schwung gekommen. Sie gleiten so schnell dahin, daß das Auge ihren Tanzfiguren, so charakteristisch sie sind, kaum folgen kann. Körper und Arme bewegen sich in einem andern Takt als die Füße und vollführen Verneigungen und Pirouetten. Diese Gegenbewegung zweier Rhythmen erweckt den Eindruck, daß diese Männer nicht mehr vorwärts gehen, sondern in Kreisen schweben, während ihre weitausgreifenden Gebärden mit der wilden Lust der Musik wetteifern. Die von den Schultern zu den Händen hinwogenden Tücher verstärken noch das Wirbelnde dieser Bewegungen und verleihen jedem Ausschwingen der Arme etwas

Zerflatterndes, das an ein sturmumtostes Segelschiff denken läßt. Noch lange treiben sie so dahin, ein Geisterreigen umslodernde Feuer, vorwärts-, rückwärtsschreitend und sich im Wirbel drehend — endlos!

Keuchend halten die Musikanten inne. Das Bier kreist. Zweige werden in die Glut geworfen, ganze Arme voll. Eine Mauer entsteigt der Finsternis, eine hohe milchweiße Mauer mit hölzernen Söllern und kleinen verzierten Fenstern: es ist die verlassene Residenz eines verschwundenen Fürsten, die uns Schutz bietet gegen den kalten Gletscherwind.

Die Musikanten wischen sich mit den Rockärmeln über die Lippen. Die lustigen Klänge der Trommeln und Pfeifen leiten eine neue Melodie ein.

Nun bilden die Mädchen eine Reihe und reichen sich die Hände. Ihnen gegenüber stellen sich die Burschen auf und fassen sich um die Taille. Zunächst entspinnt sich ein schüchternes Zwiegespräch: die Burschen rücken zwei Schritte vor, die Mädchen weichen zurück. Verstimmt tritt das männliche Geschlecht den Rückzug an, während die Mädchen ihrerseits munter vorgehen. Nun singen sie alle mit schallenden Stimmen den Kehrreim des Liedes und drehen sich dabei im Kreise. Bei der zweiten Strophe wiederholt sich die Komödie, aber schon lebhafter! Die Burschen gehen weiter vor, die Mädchen weichen weniger zurück. Sie sind jetzt gewitzigt! Sie foppen ihr Gegenüber, sie drehen sich auf ihren flachen Absätzen und blinzeln ihnen schelmisch zu. Beim Kehrreim fliegen die schweren Röcke, die Erregung wächst, die Stimmen werden greller, das Orchester gerät in Feuer, das Gewitter des Trommelwirbels zieht herauf. Jetzt Schluß mit der Ziererei! Sie tanzen Nase an Nase. Mit dumpfem Getön stampfen die Wollschuhe, die Filzschuhe den Boden. Vorwärts, rückwärts, links, rechts! Schnell, schneller, immer schneller! Mädchen und Burschen drehen sich im Wirbel, vollführen Luftsprünge und verfolgen einander. Noch immer passen sich ihre Füße, ihre Körper dem Tanzrhythmus an. Die

Hände lösen sich und finden sich wieder. Die beiden festgefügtten Reihen bieten einander die Stirn, lachend und selbstbewußt. Jede Bewegung verrät Lebenslust, jugendliche Kraft und unbekümmerte Fröhlichkeit.

Dieser bezaubernde Tanz der Burschen und Mädchen unterscheidet sich von den feierlichen Tänzen genauso wie ein flotter Volkstanz von einem höfischen Tanz. Und er ist so mitreißend, daß dieser Lebensüberschwang auf die Zuschauer überspringt, ungeachtet ihres Alters und des überreichlichen Abendessens — oder vielleicht dank des Bieres, das in Strömen fließt . . . Während die untergeschlagenen Beine untätig bleiben, schwingen die Oberkörper mit, die Köpfe wiegen sich, die Hände schlagen den Takt. Alle nehmen teil, auf der Tanzfläche wie in der Runde — alle tanzen!

Noch zweimal werden die Dorfbewohner in den Kreis des Feuers gerufen. Denn jeder soll drankommen, jeder die Lust der Ausdrucksbewegung kosten, den Rausch des Rhythmus, und hernach die angenehme Müdigkeit in den Knien. Und im Halbdunkel ringsum schauen blitzende Augen nach der flackernden Flamme und den tanzenden dunklen Gestalten.

Das ganze Dorf ist hingerissen vom Zauber des Lichts, der Klänge, der Bewegung. Der Tanz ist ihre Freude, ihre Erholung. Er ist auch ihre eigentliche Kunst. Von einem Mädchlein, das mit seinen paar Monaten noch nicht laufen konnte, wurde mir eines Tages versichert: „Aber sie tanzt!“, denn ihre Händchen konnten schon die Gebärden des Blumentanzes nachahmen.

Das große Feuer ist zusammengesunken. Jeder hat seinen Freudenbecher geleert, Augen, Ohren und Füße sind auf ihre Kosten gekommen. Schwerfällig schultern die Musikanten ihre Instrumente oder stecken sie in den Gürtel. Das Feuer verglimmt. Schwärzer wird die Nacht rundum, die es bald ganz ersticken wird. Nur ein paar Funken stieben noch durch den

dunklen Vorhang und fliegen den Sternen zu, die langsam über der gewaltigen Feste eines Himalajagipfels emporsteigen.

Bisweilen verkürzen auch Theateraufführungen die langen Abende. Den Inhalt der Stücke bilden einige Legenden der Heimat, öfter noch solche indischen Ursprungs. Vielleicht hat sich diese Kunst ganz einfach aus den Darbietungen der wandernden Sänger entwickelt, deren Texte in Dialoge aufgelöst wurden, ohne daß man dafür bestimmte Verfasser namhaft machen könnte. Eine der bekanntesten Geschichten dieser naiven, rührenden und auch lehrhaften Art ist die von „Tondup und Tonyot“.

„Tondup! Tondup!“ Ein siebenjähriges Kind sucht seinen älteren Bruder, der sich im tiefen Wald verirrt hat. Sein klägliches Ruf bleibt ohne Antwort. Verängstigt und hungrig legt sich das Kind nieder und weint, bis es vor Müdigkeit und Kummer einschläft.

Das ist Tonyot, der Sohn eines der Kleinfürsten des Himalaja. Er sucht seinen Bruder im Dschungel, wohin er ihm in die Verbannung gefolgt ist. Seine Mutter, die zweite Gattin des Königs, hat beschlossen, den Erbprinzen Tondup zu beseitigen. Aus Neid hat sie den König dahin gebracht, den Prinzen in die weite Welt zu jagen, und nun ist er dem Unwetter und den wilden Tieren preisgegeben. Aber die böse Stiefmutter hat nicht mit der Zuneigung gerechnet, die die beiden Halbbrüder verbindet. Tonyot betet den großen Bruder an, der entzückend und klug ist wie alle Königssöhne im Märchen. Er will ihn nicht verlassen und läßt sich durch nichts davon abhalten, ihn zu begleiten. Schon sind sie zwei oder drei Monate lang zusammen auf den Straßen des Elends gewandert, als sie einander in diesem verwunschenen Wald verlieren. Auf der Suche nach einem Ausweg hat sich Tondup zum erstenmal von Tonyot getrennt und kommt nicht wieder.

Dieses klassische tibetische Theaterstück wird von den großen

Schülern aufgeführt. Sie haben ihr Gerüst im Garten eines alten Tempels aufgeschlagen. Die Bühne ist vor einer Mauer errichtet und von Bildern eingerahmt, auf denen wild schnaubende Drachen zu sehen sind. Die Beleuchtung besteht aus drei Petroleumlampen, die an Helligkeit ersetzen, was sie an Reiz vermissen lassen.

Die Zuschauer müssen sich irgendwie behelfen. Sie sitzen auf dem Boden, außer in den ersten Reihen, wo Bänke für die Spitzen der Gesellschaft aufgestellt sind. Ein paar Polizisten markieren Geschäftigkeit, um Ordnung in die ungeduldige Menge zu bringen. Die Tibeter sind richtige Theaternarren. An jedem Abend ist die Vorstellung ausverkauft. Aus der Umgebung sind Zuschauer zusammengeströmt: reiche Bauern in weichen, mit Astrachan gefütterten Gewändern, junge Mütter mit ihren Säuglingen, die sie in einem Ziegenfell wiegen und beim ersten Wimmern an die Brust legen, vergnügt herumspringende Schulbuben und würdige Matronen mit türkisgeschmückten Häuben. Sogar einige Lamas haben für einen Abend auf die gewohnte Meditation verzichtet.

Vor Beginn der Aufführung konnte man sein eigenes Wort nicht verstehen. Die Zuschauer gaben mit Lachen und Schwatzen ihre eigene Schaustellung. Man traf Bekannte, man drängelte und trat sich auf Hände und Zöpfe. Wenn ein Gesicht sich ins Licht wandte, zeigte es ein strahlendes Lächeln, die Augen funkelten vor Freude.

Jetzt aber könnte man eine Mücke fliegen hören. Die Stimmen der Schauspieler hallen durch die kühle Nacht, untermalt vom leisen Gebrumm der Gaslampen. Allgemeine gespannte Aufmerksamkeit. Nur die Augen glänzen beständig in den unbewegten Gesichtern, vor Zorn über die böse Stiefmutter, vor Mitleid für die beiden prinzlichen Brüder. Die Zuhörerschaft ist von vornherein gewonnen und verfolgt mit Begeisterung den Ablauf der dramatischen Legende.

Die Ausstattung ist bescheiden: ein bemalter Tisch vor einem

Kissen, ein roter Wandbehang — wir sind im Schloß. Die Üppigkeit des Dschungels wird durch einen einzigen Baum dargestellt, von dessen Zweigen zwei Dutzend bunte Bällchen herabhängen. Eine Leinwand deutet das Meer an, in das die Wassergeister Tondup verschleppen. Mit den einfachsten Mitteln hat der Spielleiter den Schauplatz zu verdeutlichen oder vielmehr stilisierend anzudeuten verstanden. Nur einen Luxus hat er sich geleistet: er hat die Spieler mit den ältesten und reichsten chinesischen Brokatstoffen bekleidet, die er in den Truhen der Ladakhi-Häuptlinge auftreiben konnte. Diese blauen oder purpurnen, goldbestickten Seidenkleider sind wahrhaft königliche Gewänder.

Gesprochene Szenen wechseln mit Arien. Nur die Liedertexte sind schriftlich festgelegt, eine Anzahl Strophen in klassischem Tibetisch. Die Spieler können sie auswendig.

Auch die Melodien liegen notwendigerweise fest. Es gibt vielleicht drei oder vier in jedem Stück, von denen eine jede einen bestimmten Seelenzustand ausdrückt. Die ausgesprochen traurigen Lieder werden alle nach der gleichen Weise gesungen, die lustigen nach einer andern.

Die Gespräche entstehen aus dem Stegreif. Sie stellen den Zusammenhang zwischen den Liedern her, und zwar in der Volkssprache, und bringen Bewegung in das Stück, das andernfalls nur eine Abfolge von gestellten Bildern wäre. Eine Handlungsskizze gibt den Spielern die nötigen Hinweise, an die sie sich übrigens nicht buchstäblich halten, die sie vielmehr abwandeln, wie es sie gut dünkt oder ihnen lustiger vorkommt. Mehr noch als auf die Geschichte von Tonyot und Tondup lauschen unsere Nachbarn auf die Gesänge, die alten Kehrreime, die sie in Gedanken mitsingen. Ihre Kehlen schwingen mit, wenn Tonyot mit heller, reiner Knabenstimme seine Klage hinausruft oder wenn der alternde König in tremolierendem Baß dem Purpur Lebewohl sagt, um ihn gegen das Safrangelb der Mönchskutte zu vertauschen.

Der Darsteller des Königs entfesselt wahre Lachsalven. Um recht feierlich zu wirken, stolziert er mit abgezirkelten Schritten einher, in stocksteifer Haltung. Die Diener wirken ein bißchen blaß, die Königin zu männlich. Der Lama karikiert die Mönche des Landes, indem er Gebete herunterleiert und gleichzeitig nach dem Mehltopf schießt. Gewiß sind die Schuljungen von Leh keine sturmerprobten Schauspieler. Aber der Darsteller des Tondup geht ganz in der Rolle des Bettelprinzen auf und bewegt sich mit gleicher Sicherheit im Seidenkleid wie in den Lumpen. Geschmeidig und aufgelockert singt und spricht er voll Anmut. Er trägt das ganze Spiel.

Wie sich denken läßt, geht das Stück gut aus. Nach zahllosen Abenteuern und Trübsalen finden die Brüder einander wieder.

Einige Jahre sind verstrichen. Sie sind nun beide ins Heiratsalter gekommen und nehmen zwei Schwestern zur Frau. Tondup wird König im Lande seines Schwiegervaters, während Tonyot den väterlichen Thron besteigt und damit den Wunsch seiner Mutter verwirklicht.

Eine einfache Fabel, ein Spiel ohne besondere Feinheiten. Aber die Tibeter lieben das. Sie lachen und weinen gern, und ihre Bereitschaft, sich rühren zu lassen, kommt bei einer so naiven Darstellung voll auf ihre Rechnung. Ihre Phantasie denkt sich das Nötige hinzu und spinnt die Begebenheiten weiter aus. Ihre empfindsamen Herzen sind zufriedengestellt.

Der Vorhang fällt. Es ist Mitternacht vorbei, und wir sitzen hier seit Einbruch der Nacht. Wir waren so im Bann des lebendigen Spiels, daß wir gar nicht gemerkt haben, wie die Zeit verging. Unseren Nachbarn ging es nicht anders. Tatsächlich machen ihnen sogar noch längere Vorstellungen nichts aus. In Lhasa wird eine Fassung von „Tonyot und Tondup“ gespielt, die drei Tage dauert. Ein anderes klassisches Stück, das vom Leben des Fürsten des Erbarmens „Ti-met-kun-dan“ handelt, braucht sogar sechs Tage. Neben der kindlichen Unbeschwert-

heit der Auffassung und des Spieles erinnert gerade die Länge dieser Dramen an unsere mittelalterlichen Mysterienspiele.

Das Theater ist in Tibet seit alters zu Hause. „Ti-met-kundan“ wurde etwa im 9. Jahrhundert aus Indien übernommen, die Anfänge von „Tonyot und Tondup“ sind irgendwo im Mittelalter zu suchen. Die Tibeter hängen an diesen Stücken; es ist ihr Verdienst, sie bewahrt und als kostbares Erbteil weitergegeben zu haben.

Ein junger Lama in der ersten Reihe konnte sich nicht genug tun vor Begeisterung. Unablässig machte er Blitzlichtaufnahmen von Bühne und Schauspielern.

Es ist Abt Staktsang, Inkarnation eines Buddha. Ungefähr fünfzehn Jahre ist er alt und ein aufgeweckter Bursche, der vor seinen Lehrern gerne sein Licht leuchten läßt. Er ist ein Bewunderer aller Maschinen und träumt von einem eigenen Jeep. An seinem Handgelenk blitzt eine goldene Uhr. Eine Persönlichkeit, die einigermaßen fehl am Platz wirkt in dem Mittelalter, in dem wir hier leben, in dieser stehengebliebenen Welt. Sein Blitzlicht erhellt den Gegensatz zweier Zeitalter: das der Minnesänger, die von Traum und Schönheit singen, und das der Maschine, der perfektionierten Technik. Eine seltsame Erscheinung, dieser Vorkämpfer der technischen Zivilisation im Safrangewand, der mit seiner Kamera herumfuchtelt vor Spielern, deren Rollen mehr als tausend Jahre alt sind — ein Lama, ein Verwalter aller konservativen tibetischen Traditionen, der dem feindlichen Einbruch die Tore öffnet!

HERZENSANGELEGENHEITEN

Weltreisende und Schriftsteller haben das Eheleben der Tibeter von dieser und jener Seite beleuchtet, manchmal um sich

darüber zu entrüsten oder auch weil sie es komisch fanden, meistens in der Absicht, eine Sensation zu bieten. Der älteste ist — Marco Polo, der sich bei der Schilderung seiner ungewöhnlichen Abenteuer in diesem Punkt kopfüber ins Sensationelle stürzt, ja ins Schlüpfrige gerät. Widmet er doch den „skandalösen Gepflogenheiten“ ein gutes Drittel seines Kapitels über „Tibeth“. Da kann selbst unsere heutige Presse noch eine Menge lernen!

Schließlich ist man aber doch zu der Erkenntnis gelangt, daß es hier Besseres zu tun gibt als pikante Dinge zu erzählen. Bei näherer Kenntnis und Überlegung entdeckte man soziologische Tatbestände von größter Bedeutung. Ein Prinz von Griechenland und Dänemark, der eine Leidenschaft für Tibet hat, widmete der tibetischen Ehe eine Darstellung, die allgemein anerkannt ist. Freilich ist es für uns besonders schwierig, in dieses vielschichtige Gebiet einzudringen, weil sich die Tibeter hier sehr zurückhaltend äußern, und vor allem ist das Verständnis erschwert, weil wir in verschiedener Hinsicht völlig anders empfinden.

Aber beginnen wir ganz von vorn: mit der Eheschließung. Mein Diener und Leidensgefährte — dem ich beim Zersägen eines Baumstammes helfe und der mich beim Rucksacktragen ablöst — ist ein neunzehnjähriger Bursche, der auf den imposanten Namen Padma-Rigzin hört, „Geheimnis der Lotusblume“. Er ist im heiratsfähigen Alter, und das macht seinem Vater schon lange Kopfzerbrechen. Der Vater war Witwer und hat dann wieder geheiratet, aber seine zweite Frau hat ihm kein Kind geschenkt. Damit ist die Arme in den Augen der Familie zu einem Wesen zweiten Ranges herabgesunken, da sie ja nicht zu deren Vermehrung beigetragen hat. Um den Schaden zu beheben, hat sie — ihre Nichte als Braut vorgeschlagen. Nach zweieinhalbjähriger reiflicher Überlegung sind sämtliche Verwandte bei einigen Kannen Tee und Bier miteinander einig

geworden. (Diese Eheschließungen im Familienkreise, bei denen Vettern oder Schwäger ausgetauscht werden, sind sehr beliebt. Anscheinend will man damit das Gleichgewicht innerhalb der Ritualverbände aufrechterhalten, in die sich die Gesellschaft entsprechend den einzelnen Göttern aufteilt.)

Nun muß noch ein Astrologe befragt werden.

„In welchen Jahren sind die beiden geboren?“ will er wissen.

„Er im Jahr des Wassers, sie im Jahr des Eisens.“

„Wasser und Eisen? Vorzüglich, vorzüglich! Also zwei Wesen, die sich gut verstehen werden. Entsteht nicht aus Wasser und Eisen Stahl? Wenn sie im Jahr des Feuers geboren wäre, gäbe es ein Unglück: Wasser und Feuer sind Feinde. Aber welches sind ihre Tierkreiszeichen und ihre Sterne? Und die Tierkreiszeichen der Eltern?“

Mit einer Ladung von Auskünften versehen — und mit einer Hammelschulter, denn ein Gelehrter kann nicht nüchtern arbeiten — versenkt sich der Astrologe in seine Zauberbücher. Es gibt so viele Gottheiten zu versöhnen und so viele schlimme Einflüsse abzuwenden, daß er zwei ganze Seiten vollschreiben muß, um die Riten aufzuführen, die nun vollzogen werden müssen. Padma-Rigzin kam ganz stolz zu mir, um mir das Dokument zu zeigen und Einzelheiten zu erklären, die über den Verstand eines Europäers hinausgehen. Ich erfuhr, daß die Braut auf Wunsch ihres Schutzengels auf einem roten Pferd eingeholt werden müsse. Ich begriff auch, daß die bösen Feen, die es auf ihre Familie abgesehen haben, am frühen Morgen schlafen und daß sie daher beim ersten Hahnenschrei die Schwelle ihres neuen Hauses zu überschreiten habe. Ferner muß der Brautführer im Jahre des Schafes geboren sein. Da Padma keinen Freund in diesem Alter hat, will er die Schwierigkeit umgehen, indem er einen Fremden einlädt, der zu dem erwünschten Jahrgang gehört und sich durch Padmas besten Freund bei der Feierlichkeit vertreten läßt. Und endlich müssen die Brautleute das Haus durch die westliche Tür betreten und sich im ersten Stock

mit dem Gesicht nach Norden niedersetzen, während der amtierende Priester nach Südosten blickt. Ich stellte meinen Kompaß zur Verfügung, aber Padma-Rigzin, der Bräutigam, lehnte dankend ab.

Ich habe noch nie allen Riten einer buddhistischen Hochzeit beiwohnen können. Diesmal ist die Gelegenheit günstig, und ich bin bereit, es mich etwas kosten zu lassen. Ich spendiere also ein Schaf, ohne weitere Erklärung. Der Gevatter versteht und lädt mich zu der ganzen Feier ein, die in seinem Weiler vor sich gehen soll.

Noch jemand ist eingeladen: unsere hübsche Nachbarin, die Tochter meines Amtsbruders Tsetan Puntsok. Da die Sache nicht vor dem frühen Morgen beginnen soll, sind wir übereingekommen, erst um Mitternacht nach dem Weiler zu gehen. Aber es ist noch nicht völlig Nacht, als das Mädchen an meine Tür klopft und schüchtern fragt:

„Ist es noch nicht bald zwölf?“

Ich bringe es nicht übers Herz, ihre Ungeduld zu dämpfen, und wir machen uns auf den Weg durch die Felder.

Wer eine große Festbeleuchtung erwartet, ist auf dem Holzweg. Im Flüsterton, wie Verschwörer werden wir empfangen und in die Küche geschoben, wo nur eine armselige Ölfunzel qualmt — man muß dem bösen Blick ein Schnippchen schlagen, nicht wahr?

Immerhin rücken die Vorbereitungen im Halbdunkel gut voran.

Die Küche ist aufgeräumt und bis in die Ecken hinein gefegt, der gestampfte Boden ist besprengt worden. Demnach soll hier die Zeremonie stattfinden. Das ist in Ordnung, da man ja dem Haus die künftige Herrin zuführt und da überdies die Küche bei den Ärmern der Ehrenraum ist: dort ist es hell und warm — beinahe. Unter dem Beistand eines benachbarten Ehepaares mißt die Mutter das Mehl ab, bereitet den Teig, zerlegt ein Schaf. Unaufhörlich pustet der Blasebalg gegen den

Herd. Der Herd ist aus Lehm und von drei Kochtöpfen und einer Rauchwolke gekrönt.

Der Vater, der sehr behaglich an seiner Wasserpfeife saugt, erzählt, was sich in letzter Stunde noch alles zugetragen hat: Seit zwei Jahren hatten Vater und Mutter der Erkorenen die Geschenke an Tee, Bier und Butter in Empfang genommen, die ihnen der Bewerber, wie es sich gehört, in der entsprechenden Jahreszeit übersandte. Sie hatten sogar alle Vereinbarungen ausdrücklich gebilligt. Aber auf einmal wollten sie sich nicht von ihrer herrlichen Tochter trennen, die so sanft war, so gut und so munter . . . Auch ein Klumpen Butter vermochte sie nicht zur Vernunft zu bringen. Ein förmlicher Besuch rang ihnen nur ein unbestimmtes Versprechen ab: „Nächstes Jahr.“ Aber das Mädchen fahrenlassen — nein, das kam nicht in Frage. Nicht nur, daß man auf diese Braut besonderen Wert legte — auch die Lamas waren schon eingeladen, das Schaf geschlachtet, das Bier gebraut. Es mußten also die zwei Hauptpersonen der Hochzeit in Bewegung gesetzt werden: die Onkel des Brautpaares mütterlicherseits. Sie konnten es durchsetzen, daß die Eltern ihre Tochter ziehen ließen, denn sie, die Onkel, üben in Wahrheit die „väterliche“ Gewalt aus.

Wohlverstanden, das Ganze ist reine Komödie. Aber jeder spielt sie mit Überzeugung. Es sind ja nicht die jungen Leute, die sich den Hof machen, sondern die Familien!

Er aber, der schließlich trotz allem der Hauptinteressent ist, sitzt abgesondert, in ein rotes Gewand geschnürt, fettglänzend unter den Butterschichten, mit denen man seinen Zopf eingeschmiert hat, und schweigt. Aber man spürt, daß er nervös und sehr darauf bedacht ist, die Rolle richtig zu spielen, die er mit scheinbarer Gleichgültigkeit einstudiert hat. Wo ist er nun, der berühmte orientalische Fatalismus der Legende?

Jenseits der Wand, im Familientempel, hört man zwei murmelnde Stimmen: ein Lama und sein Gehilfe sprechen die vorgeschriebenen Zauberformeln. Ihr Vorrat reicht für vierund-

zwanzig oder achtundvierzig Stunden! Plötzlich stehen beide auf der Schwelle. Der Hausherr ist ganz Beflissenheit:

„Was ist Euer Wunsch, hochweiser Lama?“

„Gib mir die Matte.“

„Hier ist sie, Erlauchtester!“

„Leg sie hierher, zwischen den Herd und den Pfosten!“

„Zu Euern Diensten, Anbetungswürdigster!“

„Nein, dreh sie nach der Stubenecke zu!“

Dort werden offenbar die Eheleute Platz nehmen. Werden sie nach Norden blicken? Hm, es kommt mir vor, daß die Windrose in der hohen Weisheit des Lama nicht mit inbegriffen ist.

Vor der zurechtgelegten Matte kauert der Lama nieder und murmelt Worte in Sanskrit. Aus einem Beutel an seinem Gürtel nimmt er eine Handvoll Reis — weiße Magie, die gleiche unter allen Himmelsstrichen! — und reiht die Körner auf der Matte auf. Rechts zeichnet er ein Hakenkreuz und links drei unvollständige Spiralen, die von einem gemeinsamen Mittelpunkt ausgehen und etwas wie drei ineinander verschlungene Fische darstellen. Beide Bilder sind Glückszeichen, aber ich erkenne darin eine noch weiter reichende Symbolik: das Hakenkreuz, aus den Sonnen-Mythen übernommen, die anscheinend im vorgeschichtlichen Tibet ihre Macht ausübten, bezeichnet die Sonne selbst und ist das Sinnbild wirkender Kraft. Die Fische bedeuten die Götter des Wassers und der Erde — die „klu“ der Tibeter, die „naga“ der Inder —, die mächtigsten Gottheiten des Reichtums und der Fruchtbarkeit.

Kurioserweise sind die beiden auf der Hochzeitsmatte vereinigten Zeichen ganz verschiedener Herkunft. Die Verehrung der Wassergötter kam über das ziemlich nahe Kaschmir aus Indien. Der Sonnenmythos scheint auf die Kultur eines wandernden Hirtenvolkes zurückzugehen, die wohl irgendwo im westlichen Asien, vielleicht in Mesopotamien beheimatet war.

Aber die Vorbereitungen werden immer verwickelter. Auf den Herd zeichnet der Lama mit einem roten Pulver zwei sich

überlagernde Dreiecke, wir würden sagen einen Judensterne. Dann nimmt er ein mit Korn gefülltes hölzernes Maßgefäß und steckt einen bebänderten Pfeil hinein. Was soll das? Ist dieser Pfeil eine Erinnerung an die Zeit, da man sich eine Frau erkämpfen mußte? Nein, es handelt sich nicht um kriegerische Erinnerungen, sondern um rein religiöse Gebräuche. Die Fruchtbarkeit des Getreides und die durch den Pfeil dargestellte Macht sind unzweideutig bezeichnet. Unser ahnungsloser Lama, der sich für einen Buddhisten hält, ist im besten Zuge, einen Fruchtbarkeitskult zu zelebrieren. In dieser rauchgeschwärzten Küche, in der ein Öllämpchen nur schattenhafte Gestalten erkennen läßt, beschwört er eine längst verschollene Frühzeit herauf, jene vorgeschichtliche Kultur rinderzuchtender Bauern, die sich den Minotaurus erschufen, ihre Gefäße bemalten und riesenhafte Steinmale errichteten. Man nennt sie mittelmeerisch, diese Kultur, aber es scheint, daß ihre Ausläufer bis in das tibetische Hochland reichten . . . Mit wenigen Gebärden läßt sie der Priester vor meinen Augen aufsteigen, indem er seine mehrtausendjährigen Riten vollzieht.

In einem Winkel ist der Nachbar dabei, einen Teig zu kneten und zu formen. Modelliert er Figürchen als Opfergaben für die Geister? Von meinem Platz aus kann ich es nicht erkennen. Eine halbe Stunde später löst sich das Rätsel: es sind große, in Dampf gekochte Fleischknödel, die die Wirtin in einer Mulde aufträgt. Ich bin bescheidener als meine Gastgeber und nehme nur sieben. Dann noch einmal fünf, dann drei und nochmals drei und noch ein paar dazu. Ein Gaumenkitzel vor dem Essen . . .

Wir sehen am Stand des Mondes, daß die Nacht halb vorüber ist. Das Familienoberhaupt und sein Sohn machen sich auf, die Braut einzuholen. Das Gespräch versickert. Meine junge Nachbarin streckt sich auf unserm Teppich aus, den Kopf auf ihrem Hut, und schläft ein, als ob sich das von selbst ver-

stünde. Glückliches Land, wo die Frau sich so viel Freiheit und Unbefangenheit bewahrt hat . . .

Ich steige mit der Hausherrin aufs Dach hinauf. Hinter den Feldern sieht man eine Häusergruppe. Dort ist die Braut aus dem fernen Dorfe bei Verwandten untergebracht worden. Lämpchen flimmern, Rufe hallen durch die Nacht. Man kann sich unschwer ein Bild machen, wie weit die Angelegenheit des Freiers gediehen ist. Vor dem Tor der Besetzung, in der die Schöne verwahrt ist, sind sieben Reiter erschienen. Statt ihnen zu öffnen, stellen ihnen die Bewohner, den Stock in der Faust, im Sprechgesang folgende Fragen:

„Wer läßt Ost und West einander begegnen?“

„Die Sonne, der Schirm des Throns, läßt Ost und West einander begegnen.“

„Wer läßt Süd und Nord einander begegnen?“

„Der Mond, der die Nacht erhellt, läßt Süd und Nord einander begegnen.“

Hier wird keine Geographiestunde abgehalten, sondern der Bewerber wird katechisiert, um klarzustellen, daß er kein Ketzer ist. Die Verwandten der Braut setzen einen Wacholderzweig in Brand und singen:

„Warum steigt dieser blaue Rauch in die Höhe?“

„Dieser blaue Rauch, dieser aufsteigende Rauch? Ist Gyzhin, der Herr der Götter, herausgefordert worden? Der geweihte Wacholder wird ihm geopfert.“

Die kristallklare Winternacht trägt jeden Ton des Gesanges deutlich herüber. Wie Sterne im Dunkel schimmern die Lichtpünktchen der Öllampen zwischen den beiden Gruppen, die einander gegenüberstehen. Ein Pferd stampft ungeduldig den Boden. Die Männer lassen sich nicht stören, die herkömmliche Befragung geht in gemütlichem Ton weiter:

„Schaut die Gipfel an! Wessen Trank ist das weiße Wasser der Gletscher?“

„Seht die Gipfel: das Wasser der weißen Gletscher ist der Trank des Schneeleoparden.“

„Der weiße Gerstensaft in diesem Topf mit dem Schlangenhaupt, wessen Trank ist das?“

„Der weiße Gerstensaft in diesem Topf mit dem Schlangenhaupt ist das Bier für die Hochzeitsgäste.“

Neunmal schallt dieser Wechselgesang durch die eisigkalte Nacht. Der Freier und seine Gefährten werden ins Haus geführt, wo sie sich auf eine delikateren Form der Verteidigung einzurichten haben: Man überschüttet sie mit Aufmerksamkeiten — und mit Bier.

Eine gute Stunde ist vergangen, als laute Stimmen ertönen: Unter großem Lärm kommt die Schar wieder aus dem Haus, setzt das Mädchen auf ein Pferd und reitet bei Fackelschein ab mit dem Ruf: „Es leben die Götter!“

Der Lama ist in den Hof hinabgestiegen. An der Gartenmauer, in einer Nische neben dem Tor, stellt er auf einem großen Stein seine Lampen auf, seine Götzen und seine Opfergaben. Sein Gehilfe säumt den Weg auf beiden Seiten mit weißen Kieselsteinen. Das ist der Auftakt zu der klassischen Zauberzeremonie und Teufelsbeschwörung: Die Braut muß von allen guten und bösen Gottheiten, mit denen sie und ihre Familie verbunden sind, getrennt werden, bevor sie in den Schoß der neuen Familie aufgenommen wird und unter den Schutz der neuen Hausgötter tritt.

Im phantastischen Schein der rotleuchtenden Fackeln steigt die Braut vom Pferd. Ihre Begleiter treten zurück. Sie steht allein inmitten des Kreises. Vom Dach, auf dem ich hocke, fast senkrecht über dem Hof, nimmt sich das Bild aus wie ein zauberisches Blendwerk in der Tiefe eines Brunnens: Der Priester murmelt seine Sprüche, dann schreitet er langsam auf dem Vorplatz hin und her. In der Linken schwingt er ein Glöckchen und die tibetischen Kastagnetten: ein Tamburin, das von kleinen, an Fäden befestigten Kugeln angeschlagen wird. Dann be-

ginnt er, während er seine Sprüche scharf akzentuiert, sich um die junge Frau herumzubewegen. Im Rhythmus der Beschwörung läßt er seine Kastagnetten klappern und vollführt dabei gewaltige Sprünge, die bei seinem Faltengewand und seinem großen Hut doppelt schwerfällig wirken. Endlich läßt er die Brautleute nebeneinander Platz nehmen und spricht:

„Die Schwelle ist von Silber, die Pfosten von Türkis, der Türsturz von Gold. Glückliche seid ihr, die ihr hinter dieser Tür leben sollt! Seid fromm, seid liebevoll, seid voll Mitleid!“

Allgemeines Gedränge. Bald darauf sitzen wir eng zusammengepreßt in der Küche. Das Brautpaar steht hinter der Matte, er dem Hakenkreuz gegenüber und sie bei den Fischen. Dann müssen sie sich genau zur gleichen Zeit niedersetzen, denn der Tibeter lehnt eine rechtliche Bevorzugung des Mannes ebenso ab wie eine gesellschaftliche Vorzugsstellung der Frau.

Während der Novize ihm als Leseputz dienen muß, hat es sich der Priester neben dem Küchenofen bequem gemacht. — Sieh da, dieser Ofen, diese Masse aus Lehm, durchlöchert und von Rauch und Öl geschwärzt, wie gut nimmt er sich als Altar aus! Hier fallen Wirklichkeit und Sinnbild zusammen — im häuslichen Herd. Auch unfreiwilliger Humor ist im Spiel: Die junge Frau wird weniger Rigzins Gattin denn die Schwiegertochter und Köchin der Hausgemeinschaft sein . . .

Das Kornmaß mit dem Pfeil wird zwischen die jungen Leute gestellt, gleichzeitig werden ihnen weiße Turbane aufgesetzt. Diese gleichartigen Turbane bedeuten, daß die Ehe geschlossen ist, und alle erheben ein Freudengeschrei, daß die Wände zittern. Nun folgt ein reizender Brauch: Der Ehemann nimmt eine Handvoll Rohwolle, zerzupft sie, um die Fäden auszusondern, die Frau greift sich etwas davon heraus und fängt an zu spinnen. Die erste gemeinsame Arbeit!

Die beiderseitigen Verwandten haben noch eine ganze Anzahl Wechselstrophen abzusingen. Aber ist es Ungeduld oder liegt es am allzu reichlich genossenen Bier am Ende einer so

langen Zeremonie, jedenfalls werden die Texte von Generation zu Generation immer mehr verstümmelt. Unsere Sänger bringen nur ein paar unverständliche Brocken zusammen, die sie, wie es gerade kommt, herausgrölen unter fortwährendem Gelächter, bis der Schlußpunkt unter die feierliche Handlung gesetzt wird. Er besteht aus riesigen Fleischschüsseln.

So verwickelt die Hochzeitszeremonie auch ist, die Ehe wird dadurch nicht haltbarer. Es gibt wenige Ehegatten, die nicht ein- oder zweimal geschieden worden sind. Machen wir uns klar, daß die junge Ehe von vornherein an zwei Übelständen krankt.

Zunächst einmal wird die Verbindung von dritter Seite herbeigeführt, aus allen möglichen Gründen und ohne daß dabei das Wort Liebe fällt oder auch nur in Betracht kommt. Eine Vernunftehe kann „glücken“, das wissen wir alle. Aber welche Gefahren bringt sie mit sich in einer Gesellschaft, in der keinerlei Moral aus christlichem Geist dem Bunde einen dauernden, festen Halt gibt!

Und zweitens: das Paar lebt bei den Eltern des Mannes. Es gibt keinen getrennten Haushalt. Der Mann ist zunächst und vor allem der Sohn seiner Eltern. Die Frau verbleibt, ohne darum mißachtet zu werden, zwei oder drei Jahre lang in einer dienenden Stellung. Erst nach endlosem Hin und Her wird die Schwiegermutter die Schlüssel zur Speisekammer und zum Speicher herausgeben, deren Besitz die Hausherrin kennzeichnet.

Die Tibeter sind oft empfindlich und reizbar. Ich habe es bei den Sherpas erlebt: trotz dem einfachen Leben und dem Kameradschaftsgeist innerhalb einer Hochgebirgsexpedition geraten sie bisweilen in Harnisch und hacken aufeinander herum aus Gründen, die wir kaum begreifen können. Und jede Woche stelle ich bei den Ladakhi das gleiche fest, zumal bei Ehepaaren. Falsch angebrachter Stolz, ein Mißverständnis, alles kann zu Streitigkeiten führen. Und wenn dann keine Liebe zu Hilfe

kommt, und wenn die Verwandten von vornherein auf der Seite des Sohnes stehen . . .

Der Herr hat sich hinreißen lassen, die Frau Gemahlin zu ohrfeigen? Die Frau Gemahlin ist zu oft und zu lange bei ihrer Mutter zu Besuch? Und schon macht man aus der Mücke einen Elefanten, man liegt aller Welt mit Klagen in den Ohren, mit der Miene eines Verfolgten, und man spricht von Scheidung.

Auch die wenigen Christen entgehen diesem Übelstand nicht. Kürzlich wurde das allerfriedfertigste Ehepaar davon heimgesucht. Als ich es erfuhr, war die Frau schon mit ihren zwei Wickelkindern zu ihrem Vater zurückgekehrt. Auf beiden Seiten flossen Tränen und wurde aus vollem Halse geschimpft. Schwiegermama raste und nannte ihre Schwiegertochter eine Diebin, eine Nichtstuerin, die mehr in sich hineinfräße als ein Yak. Die völlig aufgelöste Schwiegertochter sprach nur noch von Räubern und Mördern. Der Anlaß lag klar auf der Hand: ein Schmuck. Die junge Frau hatte ein paar Silberreste gesammelt und ohne Wissen ihres Mannes zum Juwelier getragen. Eines schönen Tages war sie mit einer Kette auf der Brust erschienen. Spitze Bemerkung einer ungeschmückten Schwägerin, Erwiderung, Empörung des Mannes, der den Anhänger abreißt und zertritt, Balgerei, Faustschlag.

Wir gehen von einem Haus zum andern, um die Gemüter zu besänftigen. Bloße Komödie? Keineswegs. Beide Teile verlangen die Trennung. Kein Wort, kein Blick läßt auf Versöhnung hoffen. Es wird Wochen brauchen — und Gebete —, um die Frau weich zu stimmen, den Vater der beiden Kinder zu rühren. Wie können die beiden eine derartige Ehekrise heraufbeschwören, sie mit ihrer ausgeglichenen bäuerlichen Art, er mit seinem ruhigen, verhaltenen Blick?

Ich lehne es nachdrücklich ab, die Tibeter wie Kinder zu behandeln. Sie sind keine Kinder. Sie sind auch keine aufsässigen Halbwüchsigen. Sie sind Erwachsene nach ihrer Kultur, ihren Überlieferungen und ihren ausgewogenen Ordnungen. Und

trotzdem dieses Ungestüm, dieses jugendliche Aufbrausen? Bis in die ernstesten Entscheidungen des Familienlebens hinein lassen ihre Unnachgiebigkeit und die ganze Art ihrer Freuden und Schmerzen sie bisweilen knabenhaft erscheinen.

Aber mehr noch als in dieser kindlichen Hitzköpfigkeit liegt der Grund des Übels in der tibetischen Auffassung von der Ehe. Das Übel hat seine Wurzeln nicht so sehr im einzelnen Menschen als in der Gesellschaft. Kann man denn hier überhaupt von einer Ehe sprechen? Ist sie nicht vielmehr eine bloße Zweckverbindung auf unbestimmte Zeit, nach dem Gutdünken beider Familien und ohne persönliche Rücksichten geschlossen?

Vereinbarung zwischen zwei Familien! Und so nehmen denn die Dinge ihren üblichen Lauf. Mein Diener Rigzin hat anscheinend eine Ehe geschlossen, wie wir sie uns vorstellen, oder doch beinahe. Aber das ist ein Sonderfall, denn Rigzin ist das einzige Kind und also einziger Erbe.

Damit ist das entscheidende Wort gefallen. Denn nach dem Ehebegriff der Tibeter geht es dabei weniger um Gefühle als um die Erbschaft. Nicht, als ob sich bei ihnen alles ums Geld drehte, aber auch hier ist das Eigentum einer der Grundpfeiler des Lebens.

Wie jede andere Gesellschaft steht auch die des Hochlandes hinter dem Himalaja vor der mißlichen Frage des Erbrechts. Für uns gibt es nur zwei Lösungen: entweder es erbt nur ein einziges Kind und die andern fühlen sich zurückgesetzt oder aber der Besitz wird geteilt, auf die Gefahr hin, daß es für keinen ganz reicht, eine Familie davon zu ernähren. Die Tibeter haben sich über dieses Entweder-Oder hinweggesetzt. Als Ackerbauern und Viehzüchter wollten sie ihre Felder und Weiden nicht zerstückeln, und bei ihrem Familiensinn und ihrer aufrichtigen Liebe zu den Kindern konnten sie sich nicht entschließen, dem ältesten ein unbilliges Vorrecht einzuräumen. So kamen sie zu folgender Lösung: Der älteste Sohn heiratet, und damit fällt ihm automatisch der Familienbesitz zu, aber

auch die damit verbundenen Lasten: Mitnutzungsrechte, Steuern, Dienstleistungen. Seine Brüder können ins Kloster eintreten oder außer Landes gehen, aber sie können ebensogut unter demselben Dach bleiben und auf demselben Boden, unter der Bedingung, daß sie keinen eigenen Haushalt führen — und das heißt praktisch: unter der Bedingung, daß sie die Frau des ältesten Bruders mit heiraten. Auf diese Weise wird es nur einen Haushalt geben und gleichgestellte Enkel, und der Besitz bleibt ungeteilt.

Komische Zustände! Diese Gesellschaftsverhältnisse sind einmalig. Es gibt zwar auch andernorts Fälle von „Vielmännerei“, aber dann ist gewöhnlich die Frau das Oberhaupt. Hier jedoch kann von Mutterrecht keine Rede sein. Oberhäupter sind die erbenden Brüder, die sich aus Gründen der Wirtschaftlichkeit in eine Frau teilen. Auch aus Klugheit: der eine Gatte hütet die Familie und den Besitz, inzwischen kann der andere eine der auf diesen Hochflächen so häufigen Reisen unternehmen.

Gelegentlich ergibt sich die umgekehrte Lösung. Wenn eine Familie nur Töchter hat, sucht man der Ältesten einen „dienenden Gatten“ aus, einen „magma“, der künftig in dem erbten Haus lebt und nur das Recht hat zu arbeiten und die Pflicht, Kinder zu zeugen. Die jüngeren Töchter, soweit sich niemand findet, sie zu heiraten, sind vollberechtigte Frauen des Magma, und niemand nimmt daran den mindesten Anstoß. In diesem Fall haben wir ein Matriarchat und zugleich Vielweiberei.

Tatsächlich, diese Leute sind unnachahmlich. Kann man sich ein kurioseres Eherecht ausdenken? Soll man darüber lachen? Immerhin haben wir hier ein durchaus logisches, lückenloses System, das seinen Zweck voll auf erfüllt: die Erhaltung des Familienbesitzes.

Das Unglück ist nur, daß eben dies den Sinn der tibetischen Ehe ausmacht: der Grundbesitz und der Reichtum an Vieh. Dieses in mancherlei Hinsicht so bewunderungswürdige und auch

äußerst liebenswerte Volk ist hier auf der Stufe eines primitiven Fruchtbarkeitskults stehengeblieben und bei der Erhaltung der materiellen Güter. Es hat kein Gefühl und keinen Ausdruck für die eheliche Liebe hervorzubringen vermocht und hat auch nicht daran gedacht, haltbare Familienverhältnisse auf der Grundlage einer dauerhaften Ehe zu schaffen.

Die ganze Gesellschaft leidet darunter. In diesen mehrköpfigen Ehen lebt immer einer auf Kosten des andern. Der persönliche Unternehmungsgeist wird gehemmt: Warum soll man sich anstrengen, wenn die übrige Familie nichts tut? Die Lässigkeit, der schon die religiösen und sozialen Umstände hier wie in sehr vielen östlichen Ländern Vorschub leisten, wird geradezu zur Verschlafenheit. Die Familie findet aus dem Althergebrachten nicht mehr heraus.

Reibereien zwischen Brüdern sind in einer Vielmänner-Ehe weniger zahlreich als man denken sollte. Aber sie sind vorhanden! Dieses Kuddelmuddel von Ehemännern, Ehefrauen, Verwandten und Onkel ist der ideale Nährboden für Zänkereien. Kein Engel wäre dagegen gefeit. Nun mangelt es den Tibetern weder an Stolz noch an Empfindlichkeit. Ständig schwelt irgendwo eine Glut unter der Asche. Man braucht nur hineinzublasen, und schon sprühen die Funken.

Die äußeren Lebensgüter hat man zu sichern gewußt, aber auf Kosten von Geist und Gemüt. Ich bin immer wieder überrascht, wie nervös meine Nachbarn und Nachbarinnen sind, ja wie unster.

Sie müssen sich sehr überwinden, um bei einer Arbeit, einem Studium durchzuhalten, ein begonnenes Werk fortzuführen. Sie sind allzuleicht geneigt, alles fortzuwerfen und die Hände in den Schoß zu legen, wenn sie merken, daß sie ein zu dickes Brett angebohrt haben. Lappalien führen zu einer Scheidung. Oder auch: man bebaut einen Boden zwei, drei Jahre lang und läßt ihn dann liegen — aus purer Faulheit. Man pflanzt einen Baum und stutzt ihn, bevor er sich recht entwickelt hat.

Man kauft ein Pferd, und nach vierzehn Tagen hat man es satt und tauscht es um.

Dieser Zug gibt um so mehr zu denken, weil er für ganz Mittelasien und für die Randgebiete der Hochgebirge typisch ist, Gebiete, in denen Hochkonjunktur, Überschallgeschwindigkeit und laufendes Band, ja sogar Taschenuhren unbekannte Dinge sind. Vielleicht machen wir es uns zu bequem, wenn wir die tiefwurzelnde Rastlosigkeit, über die wir uns im Westen seit einer Generation so beklagen, einfach auf die Hast des modernen Lebens zurückführen, als wäre sie eine Art übernatürliches Wesen, für das wir uns nicht verantwortlich zu fühlen brauchen. Es ist verwirrend, diese Rastlosigkeit auch in einer Welt anzutreffen, die der unsrigen mit ihrer Mechanisierung, ihrer lärmenden Geschäftigkeit denkbar entgegengesetzt ist.

Ich möchte gar zu gern einmal dem begegnen, der die Sage vom orientalischen Fatalismus aufgebracht hat, und ihn einladen, eine Weile unter den Tibetern zu leben. Fatalisten? Gottlob nicht. Nur möchte man, was die Stetigkeit betrifft, beinahe wünschen, sie wären es ein wenig. Oder zumindest, die „Weisheit des Orients“ verhülfe ihnen zu größerer Zähigkeit und Geduld.

Sicher hat die Unruhe ihres Gemüts mancherlei Gründe. Aber der Hauptgrund ist meiner Überzeugung nach in dieser Vielehe zu suchen, in der für Freundschaft kein Raum ist, wo die Liebe vergeudet und selbst die Sinnlichkeit verfälscht wird. Der alte Satz behält schon recht: Die Familie ist die Grundlage der Gesellschaft. Und diese Familie darf keine siebenköpfige Hydra sein.

Das ist nicht bloß die Ansicht eines empfindsamen Ausländers, selbst manchen Häuptlingen Ladakhs sind diese Zustände ein Ärgernis. Sie haben so viele Ehen scheitern sehen — vielleicht auch die eigene —, daß sich ihr Gefühl auflehnt gegen diese „Teilungen“ und die Erniedrigung der Würde von Mann und Frau. Der und jener ist ins Ausland gereist und ist zurück-

gekehrt mit einem Gefühl der Scham angesichts der hergebrachten Profanierung der Ehe im Vergleich mit den indischen oder europäischen Verhältnissen. Die Folge: Entweder flüchten solche Leute in eine Vogel-Strauß-Politik und leugnen einfach, daß die Vielmännerei üblich ist, oder aber, was mehr wert ist, sie suchen derartigen Fällen in ihren Familien vorzubeugen, indem sie sich bemühen, ihren jüngeren Söhnen in Heer oder Verwaltung eine unabhängige Stellung zu verschaffen. Bisweilen entschließen sie sich auch zur Erbteilung und ermuntern ihre Kinder, sich auf eigene Faust durchzuschlagen.

Damit kündigt sich eine allmähliche Wendung zum Besseren an, zu einem Ehebegriff, der vom einzelnen und nicht von der Familie her bestimmt ist. Leider ist dabei gerade auf diejenigen nicht zu rechnen, die dank ihrem Ansehen berufen und imstande wären, dieser gesunden Entwicklung einen weiteren Auftrieb zu geben und eine neue Tradition mit neuen Bräuchen zu schaffen. Ich meine die Lamas. Sicher kommt der eine oder andere bei der Vielmännerei auf seine Kosten. Aber da ist noch etwas anderes: Die klösterliche Welt dreht sich im eigenen geschlossenen Kreis und denkt nicht daran, leitend und erziehend auf Familie und Gesellschaft einzuwirken. Eine Kluft trennt den Priester und Zauberer, der die Ehe einsegnet, von den zwei oder vier oder sechs Menschenwesen, die durch ein und dieselbe Ehe miteinander verbunden sind.

Und die Kirche? Wenn ich mich so ausführlich über die „Herzensangelegenheiten“ ausgelassen habe, so geschah es, weil das Problem für die christliche Gemeinde von größter Bedeutung ist. Glücksfälle und Rückschläge sind aufeinander gefolgt, und in jedem einzelnen Fall hat der kleine Kreis der Verantwortlichen zu kämpfen gehabt, um sich gegen die Macht der tibetischen Überlieferungen, der Vorurteile und Gewohnheiten zu behaupten.

Die äußerst geringe Zahl der Christen ist dabei ein Nach-

teil und ein Vorzug. Ein Nachteil, weil die Gattenwahl beschränkt ist und am Ende alle miteinander verwandt sind. Ein Vorzug, weil man in einem so kleinen Kreise die Einzelfälle genauer kennenlernen kann und sich nicht als strenger Gesetzgeber und Prinzipienreiter zu gebärden braucht.

Unser Verhalten hat auf diesem Gebiet, wie auf jedem anderen, von dem Grundsatz auszugehen, das Evangelium so lauter wie möglich zu verkünden, ohne dabei unsere Einstellung aufzudrängen, damit sich der Wandel bei den einzelnen wie in der Gesellschaft — wenn es dazu kommt — von innen heraus vollziehen kann, aus dem Glauben und der Einsicht der Lada-khi selbst. Diese Auffassung mag überraschen. Sie hat manche entsetzt, die darin eine Utopie sahen oder bloß einen frommen Wunsch. Aber wäre es nicht ein noch aussichtsloseres Unterfangen, unsere Art des Denkens und Empfindens einem Volk aufnötigen zu wollen, das so eifersüchtig über seine Überlieferung und seine Einrichtungen wacht?

Welcher Hochmut treibt uns zu der Vorstellung, unsere Auffassung und Betätigung des Glaubens sei besser als die anderer? Vor allem aber benehmen wir uns allzuoft den Neubekehrten, den jungen Kirchen gegenüber, als wollten wir ihnen jede schmerzliche oder gefährliche Erfahrung ersparen, als wüßten wir nicht, daß die Glücke die schlechteste Erzieherin ist. Ist es weise, geistigen Erfahrungen aus dem Wege zu gehen?

Hundert Jahre lang haben Europäer und Tibeter, im Bewußtsein ihrer Schwächen, das Evangelium so klar wie möglich gepredigt. Noch nie hat ein Missionar, ein Ältestenrat, ein kirchlicher Erlaß die Vielehe ausdrücklich verurteilt. Und trotzdem hat kein Mitglied der Kirche eine Vielehe geführt, und es scheint sogar, als hätte kein Heide den Eintritt in die Gemeinde mit der Begründung jemals abgelehnt, er sei Anhänger der Vielehe.

Ein schlagender Beweis, daß die „moralische Seite“ des Christentums nicht ausschlaggebend ist. Wenn ein Mensch die Taufe

annimmt, so nimmt er Christus an, und daraus ergibt sich dann die Lebensführung.

In sehr vielen Fällen drohte die Vielehe der Kirche gefährlich zu werden. Jedesmal hat die Familie selbst sich dagegen gesträubt und nach einer anderen Lösung gesucht, der Vater hat seinen Besitz geteilt oder die Kinder haben einen Beruf ergriffen — Soldat, Zimmermann, Lehrer —, der es ihnen ermöglichte, aus dem Familienkreis auszuschneiden. Auf jeden Fall geht es immer um eine Frage des gesellschaftlichen Gefüges, das untersucht und angeglichen werden muß, und nicht darum, unmoralische Gebräuche abzuschaffen. Nicht als ob das Laster in Tibet seltener wäre als anderswo, aber es ist nicht der Ursprung der Vielehe.

Was die äußere Seite der Eheschließung betrifft, ist die Lage weniger klar. Die Kirche in Ladakh hat sich immer wieder gefragt, wie weit sie die einheimischen Sitten mitmachen soll. Der Missionar steht hier vor einem Grundproblem der Angleichung an eine Tradition. Die Kirche als solche wird sich dieses Problems nicht notwendigerweise bewußt. Überdies vollzieht sich das kirchliche Leben der ländlichen Diaspora — und das ist unser Fall — im Rahmen der Landessitten, es ist von ihnen durchtränkt, mit ihnen verwachsen. Sie hat es gar nicht nötig, sich ihnen anzugleichen — es sei denn, die Weißen hätten sie davon gelöst, und in diesem Fall muß sie sich ihnen bisweilen wieder nähern. Eher stellt sich der Kirche die Frage, wie sie in der Praxis unterscheiden soll zwischen dem, was für Christen als gültiger Landesbrauch anzusehen, und dem, was als religiöse Überlieferung — buddhistischen oder andern Ursprungs — mit dem Evangelium unvereinbar ist. Solche Unterscheidungen sind in einer so durch und durch religiös bestimmten Gesellschaft äußerst schwierig, vor allem in Ehe- und Familienfragen, wo sich zahlreiche und vielgestaltige Probleme überlagern.

So ist oft die Frage erörtert worden — und sie wird noch erörtert —, ob die Trauung bei Tag oder bei Nacht stattfinden

soll. Die einen lehnen die nächtliche Trauung ab, weil sie ein abergläubischer Brauch sei, der christlichen Überlieferung zuwiderlaufe und die Buddhisten in ihrem Geisterglauben bestärke. Die andern ziehen die Nacht vor, weil diese Sitte gar nicht mit der tibetischen Religion zusammenhänge, sondern mit der Ehrfurcht vor dem König — der nach der Tradition als einziger bei Tage heiratet —, und weil, wenn man schon nach christlicher Überlieferung frage, das Gleichnis von den zehn Jungfrauen die Handlung ebenfalls in die Nacht verlege.

Die Frage bleibt in der Schwebe, und jede Familie entscheidet sich so oder so, je nachdem, ob bei ihr das Verlangen überwiegt, den Feen und Teufeln ihre Mißachtung zu bekunden, oder der Wunsch, mit ihrem Volk verbunden zu bleiben.

Dagegen haben die Ladakhi unbedenklich und freudig Kapital geschlagen aus dem Bibelwort: „Das Weib sei dem Manne untertan“, das sie seelenruhig so übersetzen: „Die Familie sei dem Erben untertan.“ Zahlreich sind die Erbinnen, denen man einen Magpa gegeben hat, einen dienenden Gatten, und in diesen Fällen wäre es ja noch schöner, wenn der Herr Gemahl das Oberhaupt spielen wollte! Da steht dann die Herrschaft des Unterrocks in voller Blüte — soweit sich das sagen läßt bei einem Volk, in dem Männer wie Frauen ein langes Kleid über einer langen Hose tragen. Diese gesetzliche und diktatorische Gewalt der Frau Gemahlin ist nicht evangelisch, o nein, aber man muß zugeben, daß darin wenigstens das offene Zugeständnis eines Tatbestandes liegt, für den andere Gemeinschaften ebenso verbürgte wie abgeleugnete Beispiele liefern . . .

Taschis älteste Tochter war trotz ihrer fünfundzwanzig oder sechsundzwanzig Lenze noch unverheiratet. Sie war deswegen schon ein paarmal recht ungeduldig geworden, hatte sich aber als gute Christin eine Ehrbarkeit bewahrt, die in diesem Lande äußerst selten ist. Schließlich machte sich ihr Vater auf, um einen Mann für sie zu suchen. Er hielt Umschau unter den jun-

gen Männern der Gemeinde, aber sei es, daß sie ihm nicht fein genug waren, sei es, daß sie zu einer der Familien gehörten, mit denen er sich überworfen hatte, jedenfalls kehrte der gute Mann unverrichteterdinge von der Bräutigamjagd zurück. Nun klopfte er außerhalb des Kirchenwäldchens da und dort auf den Busch und geriet endlich an einen schönen und reichen Burschen von vornehmer Abkunft. Gerade das, was er brauchte. Die Frage, ob der Auserkorene auch der jungen Dame genehm sein würde, kam Taschi gar nicht, ebensowenig seiner Tochter und dem schönen Jüngling. Wichtig für den Vater war nur die Tatsache, daß die betreffende Familie Verbindungen zu den reichen und vornehmen Kreisen hatte. Der Bursche aber brauchte einfach jemanden, der ihm die Suppe kochte und ihm Kinder schenkte. Dem Mädchen seinerseits kam es nur darauf an, von irgend jemand geheiratet zu werden, jemandem zu „gehören“ — da die Tibeter den Ehemann und den Besitzer mit dem gleichen Wort bezeichnen. Alles schien soweit in bester Ordnung.

Aber der schöne Jüngling war Mohammedaner. Nun ist die Religion in diesem glücklichen Lande eine Angelegenheit der Gemeinde, ein Glaube der Familie oder besser des Hauses. Christen wie Mohammedaner haben von ihren Vorfahren und von den benachbarten Lamas die sehr deutliche Vorstellung übernommen, daß jedes Haus unter dem Schutz eines bestimmten Gottes stehe, den die ganze Hausgemeinschaft zu verehren habe. So kann man wirklich von einem christlichen oder buddhistischen Haus sprechen. In einem Haus leben bedeutet, sich seinem Gott unterstellen. Es ist ganz undenkbar, daß Mann und Frau einem verschiedenen Glauben angehören.

Es war klar: die junge Frau konnte nicht zugleich Christin bleiben und in einem mohammedanischen Haus leben. Was also tun? Nun ließ Taschi alle seine Fähigkeiten in der Spitzfindigkeit und Beredsamkeit spielen. Es fiel ihm ein, daß seine Tochter, wenschon sie Brüder hatte, die als die eigentlichen Erben des Hauses gelten, immerhin die Älteste war und daher zur

Not als Erbin angesehen werden konnte. In diesem Fall hatte sie das Recht, sich einen Magpa zuzulegen, der dann in ihrem Hause leben würde. Wenn es Taschi gelang, mit Hilfe verlockender Versprechungen den schönen jungen Mann zu bewegen, die bescheidene Rolle oder wenigstens die Bezeichnung eines Magpa anzunehmen, dann könnte die junge Frau im Hause und also auch Christin bleiben.

Ein löblicher Gedanke. Die Verhandlungen gestalteten sich schwierig. Zwar war der junge Mann von Anfang an grundsätzlich einverstanden, aber er und seine Familie stellten Bedingungen und verlangten einen haarsträubenden Preis. Man redete hin und her. Dann kam ein Trauerfall dazwischen. Dann redete man wieder von Zahlen und von Standesrücksichten. Endlich wurde man handelseinig, und Taschi bestellte voller Stolz beim Missionar das Aufgebot.

Leider war dem guten Mann eine Kleinigkeit entgangen. Während der langen Unterhandlungen war der junge Moslem zwei- oder dreimal in dem christlichen Haus erschienen, um dies und das zu besprechen. Dabei hatte er seine Braut zu Gesicht bekommen und mit ihr ein Stelldichein verabredet. Dort hat er ihr vermutlich erklärt, daß er niemals ein Magpa werden würde, der von ihr abhinge, und wenn sie ihn heiraten wolle, so könne sie ja zu ihm kommen. Das arme Mädchen erschrak bei der Vorstellung, daß die Heirat sich zerschlagen könnte, und eines schönen Morgens entdeckte der Vater, daß sie fehlte: alle Schaffelle, auf denen die Familie schläft, lagen noch um den Herd herum, aber das seiner Tochter war leer. Drei Tage lang dachte Taschi nach, dann machte er sich auf den Weg und baute sich vor dem Haus des schönen Muselmanen auf.

„Ich will meine Tochter sehen.“

„Deine Tochter? Ich glaube, sie ist auf Besuch ins Nachbardorf gegangen und kommt übermorgen wieder.“

„Dann warte ich hier.“

Es stürmte und schneite. Neugierige sammelten sich um den

armen Vater. Nach einigen Stunden führten die Moslems, sei es aus Mitleid mit dem alten Mann, sei es im Vertrauen auf ihre Überlegenheit, die junge Frau bis zur Haustür.

„Warum hast du uns verlassen?“

„Sie haben mich gebeten, herzukommen.“

„Warum hast du dich entführen lassen?“

„Um mich zu verheiraten.“

„Wann kommst du zurück?“

„Ich will hierbleiben.“

Nun ist nichts mehr zu machen. Sie hat vor Zeugen, vor zwanzig Gaffern, erklärt, daß sie bleiben will. Ein Prozeß kommt nicht in Frage. Sie ist nicht gegen ihren Willen entführt worden. Sie ist einverstanden. Es bleibt ihm nichts anderes übrig als sich zu fügen. Und als er die Frage stellt, die für ihn trotz alledem die Hauptfrage ist: „Wirst du deiner Kirche treu bleiben?“ wundert er sich schon nicht mehr, als er keine Antwort erhält. Seine Tochter ist ihm gestohlen worden, mit Leib und Seele — halb bewußt, halb unbewußt ein Opfer dieser Gesellschaft, die keine Persönlichkeit und keine Liebe anerkennt.

KINDER

Aus der Größe der Dörfer und aus den Berichten der alten Leute ist zu schließen, daß sich die Einwohnerzahl im Himalaja seit Generationen kaum verändert hat. In Ladakh, einem der wenigen Länder, über die es Statistiken gibt, ist die Bevölkerung äußerst gering: auf zwei Quadratkilometer kommt ein Einwohner, das sind viertausend auf einer Fläche, die doppelt so groß ist wie die der Schweiz. Aber man hat niemals mehr oder weniger gezählt.

Also eine gleichbleibende Bevölkerungszahl. Pocken- und Typhusepidemien sind selten und treten nicht sehr heftig auf, wahrscheinlich wegen der Entfernungen und der trockenen Kälte.

Hungerkatastrophen sind unbekannt. Trotzdem besteht nicht die bestürzende Lage wie im indischen Tiefland, wo die Volkszahl um drei oder vier Millionen jährlich wächst — täglich zehntausend Tischgäste mehr!

Man hat oft behauptet, die Vielmännerei bringe eine geringe Geburtenzahl mit sich und sei schon deswegen gerechtfertigt, weil sie die Überbevölkerung verhindere; denn wenn mehrere Männer eine einzige Frau hätten, blieben ja zahlreiche Frauen unverheiratet, folglich gäbe es weniger Mütter und weniger Kinder.

Der Schluß ist falsch. Die Vielmännerei ist bei weitem nicht so verbreitet, daß sie die gesellschaftlichen Verhältnisse in einem solchen Ausmaß bestimmen könnte. Und so findet man auch sehr selten eine unverheiratete kinderlose Frau. Meistens sind die Frauen, die infolge der Vielmännerei normalerweise übrigbleiben müßten, an einer Vielweiber-Ehe beteiligt (einer „polygynen“ Verbindung; der häufig gebrauchte Ausdruck „polygam“ ist ungenau), oder aber sie gestatten sich eine laxer Moral, die ihnen ermöglicht, ganz allein eine kleine Familie großzuziehen.

Man führt als Ursache dieser so schön ausgeglichenen Bevölkerungsverhältnisse auch die Klöster an, die den Überschuß aufnehmen. Das wäre eine einleuchtendere Erklärung, besonders wenn man erwägt, daß auch Frauen in die Orden eintreten können und daß eine beträchtliche Anzahl von Nonnen unter den vergoldeten Klosterdächern Zuflucht gefunden hat, wensschon diese Zahl geringer ist als die der Mönche. Aber genau besehen, wie viele Mönche gibt es schon? Ernst zu nehmende Beurteiler rechnen einen auf fünf Männer und eine Nonne auf zehn Frauen. Nach meinen Eindrücken greifen diese Schätzungen zwei- bis dreimal zu hoch. Man verwechselt nämlich den tatsächlichen Bestand mit der gewünschten, gleichsam geheiligten Zahl der Klosterinsassen. Andererseits lebt ein großer Teil der Lama-Geistlichkeit nicht im Zölibat. Infolgedessen kann das Mönchswesen nur in sehr bescheidenem Umfang dazu beitragen, die Bevölkerungszahl auf dem gleichen Stand zu halten.

Warum also, während in Indien, in China, in Japan der Geburtenüberschuß zu beängstigenden Problemen führt, warum bleibt Tibet auf dem gleichen Stand und ist arm an Kindern?

Man muß immer wieder darauf hinweisen, daß seine geographische Lage ohne Beispiel ist, das „Dach der Welt“. — Seine „unteren“ Täler, die des Indus und des Brahmaputra, liegen zwischen 3000 und 4000 Meter über dem Meer. Die Hirtenstämme des Hochlandes leben noch weiter oben. Wir trafen noch in 5000 Meter Höhe auf ein Nomadenlager.

Seit den Expeditionen auf die Himalaja-Gipfel weiß alle Welt, daß auch die widerstandsfähigsten Naturen sich in 7000 Meter Höhe und darüber rasch abnutzen. Über eine gewisse Zahl von Tagen hinaus kann man dort nicht leben.

Auch die Tibeter leiden unter der Höhenkrankheit. Nicht so augenfällig, weil sie nicht so hoch steigen wie wir Kletterer, dafür um so nachhaltiger, weil sie ständig dort leben. Zweifellos vermögen sie dank ihrer körperlichen Leistungsfähigkeit und ihrer Abhärtung den Sauerstoffmangel, die Wirkung der ultravioletten Strahlen und die ärmliche Ernährung besser zu ertragen als andere, aber auch sie müssen diesem Ausnahmeklima ihren Tribut zahlen. Vor allen Dingen mit einer Herabsetzung der Lebenskraft und der Fruchtbarkeit. In mehreren Orten oberhalb Leh gibt es so gut wie keine Kinder. In anderen sind die wenigen, die zur Welt kommen und am Leben bleiben, verkümmert, unterentwickelt, teilnahmslos. Ähnlich wie die „Maximalhöhe“, die von den Bergsteigern gefürchtet wird, weil sie weiter oben nur kurze Zeit existieren können, stellt die Höhe, in der die Tibeter leben, eine Grenze für das menschliche Leben dar. In höheren Lagen drohen Unfruchtbarkeit und Apathie.

So bieten die Bevölkerungsverhältnisse des Himalaja ein seltsames und tragisches Bild: Je höher man steigt, desto größer ist dank dem Schnee und den Gletschern die Feuchtigkeit. Folglich streben die Ackerbauern und Viehzüchter in größere Höhen, um besser bewässerte Felder, grünere Weiden zu besitzen.

Stufe um Stufe folgen sie den Wasserläufen und suchen auf jeder höheren Fläche nach Futterplätzen und Lebensmöglichkeiten. Und je höher sie kommen, desto mehr wird das Leben, das das Wasser ihnen schenkt, durch den Sauerstoffmangel wieder genommen. Sobald die Lagergemeinschaften, die Familien, diese Viertausendmetergrenze erreichen oder gar überschreiten, sind sie der Gefahr des Siechtums und der Entvölkerung ausgesetzt.

Höhe und Kälte haben auch eine Kindersterblichkeit zur Folge, die kaum geringer ist als die in den fieberversetzten heißen Ländern. Es krampft sich einem das Herz zusammen, wenn man auf dem Friedhof von Leh vor den langen Reihen der kleinen Gräber steht. Zu Dutzenden, zu Hunderten ruhen sie in dem kargen Sandboden, die kleinen Wesen, deren Herz den Anforderungen des Hochgebirges nicht gewachsen war, deren Lungen versagten, weil eine leichte Erkrankung infolge der Kälte zur Lungenentzündung führte.

Zwei, drei Kinder sind der Durchschnitt. Fünf oder sechs bedeuten eine große Familie. Dabei sind die Tibeter rechte Kindernarren. Die sauertöpfischste Frau, der verhärtetste Mann können ein kameradschaftlich-spitzbübisches Lächeln nicht unterdrücken, wenn sie ein Kind erblicken. Von Eltern, Vettern und Fremden wird der Sprößling bewundert und verwöhnt. Alles springt, wenn er zu schreien anfängt, alles ist glücklich, wenn er lächelt. Die ausdauerndste Mutter genügt wohl nicht zum Verhätscheln des kostbaren kleinen Bündels im Astrachanpelz, aus dem ein schwarzes Auge und ein Händchen hervorlugen, da muß noch die Oma her, die es wiegt, und ein paar Tanten, die es abwechselnd herumtragen, während der Opa das Breichen wärmt und alle Dienstboten „da-da-da“ machen.

Die Vorsicht, mit der diese Kleinen behütet werden, geht weit über das hinaus, was wir mit unserem Desinfizieren und Impfen tun. Vor allem vermeidet man, ihnen einen eigenen Namen zu geben, bevor sie das erste oder zweite Jahr voll-

endet haben. So können die bösen Geister sie nicht rufen und verzaubern. Alle Säuglinge sind „Mäuschen“ oder sie werden mit irgendeinem Schimpfnamen bezeichnet, der die Aufmerksamkeit der Teufel ablenken soll: „Sohn von niederer Kaste“, „Neger“ oder gar „alter Hund“. Erst später wird ein Priester ihnen einen Namen geben, nachdem er die Sterne, den Kalender und die Geschichte des Buddhismus sachkundig befragt hat.

Die Tibeter tragen schöne, ein wenig hochtrabende Namen, oft ihrer Götterwelt entliehen, und gern schreiben sie ihren Kindern die gewaltigsten Tugenden zu: Rigzin Norbu, Juwel der geheimen Weisheit; Tensin, Wächter des Glaubens, Rinchen Agmo, die Kostbare und Allmächtige.

Diese Namen haben einen so ausgesprochen buddhistischen Sinngehalt, daß die Christen immer wieder um Taufnamen verlegen sind. Die biblischen wie David, Peter oder Maria sind wenig beliebt, weil sie keinen Bezug zu den Überlieferungen der Heimat haben und daher ihre Träger bewußt von ihrem eigenen Volk zu trennen scheinen. Sie haben also nach Namen gesucht, die auf tibetisch den christlichen Glauben zum Ausdruck bringen, und bisweilen ist ihnen ein Fund geglückt: Chamzin, die Liebevollste; Tsesal, Helles Leben.

Sie sind ein erfreulicher Anblick, die meisten tibetischen Kinder: klein und untersetzt, stehen sie fest auf ihren kurzen Beinchen und strahlen vor Gesundheit trotz der eintönigen und schweren Kost, die sie in sich hineinstopfen: Fleisch, Butter und Mehlsuppe. Schwarze Augen lachen uns aus runden Gesichtern an. Ihr Haar fällt in Strähnen herunter, die von keinem Kamm etwas wissen wollen. Oft tummeln sie sich nackt in der frischen Luft, lassen ihre Haut von Sonne und Staub braun beizen, spielen Yak und Schaf, plantschen in den eisigen Bächen, schießen mit Bogen oder Schleuder um die Wette, ärgern die Pekinesen und galoppieren auf allen Eseln herum, die sie erwischen. Sie lachen, schreien, essen und schlafen nach Belieben und sind

mit ihrer Ungebundenheit die echten Kinder der wilden, grenzenlosen Steppe.

Nordzin war ein kleines Mädchen wie viele andere. Wenn man sich auch nie besonders um sie gekümmert hatte, so war sie doch der Gegenstand der elterlichen Bewunderung, einer lächerlichen und uneingeschränkten Bewunderung. Das hatte sie zu nutzen gewußt, und sie wurde das gewichtige Persönchen, um das sich das ganze Haus zu drehen hatte. Und das Haus drehte sich. Anfangs um das Baby, das überall herumkroch, mit einem großen Hut als Hauptbekleidungsstück. Da sich der Hut jedoch nicht als groß genug erwies, um sie zu schützen, holte sich Klein-Nordzin einen Mordsschnupfen. Der „Arzt“ wurde konsultiert und schlug eine Radikalkur vor: „Schmiert dem Kind das Gesicht schwarz an, und der Schnupfendämon wird es so häßlich finden, daß er abzieht.“ Das Mädchen hatte eine kräftige Natur, so daß es trotz Arzt und schwarzer Schmiere den Schnupfen, den Keuchhusten und zahlreiche Verdauungsstörungen überstand. So gingen die Tage weiter, man zog den Hund am Schwanz, trug seine Stoffpuppe spazieren und speiste gar köstlich aus seinem Finkennäpfchen.

Eines Tages war Nordzin alt genug, um in die Schule zu gehen. Doch es gibt keine Schule in dem kleinen Ort. Man hätte die Kleine in den nächsten Marktflecken schicken können. Aber was soll die Schulweisheit bei einem Mädchen? Also blieb sie daheim, wo sie im übrigen nicht viel zu tun hatte. Im Haushalt gibt es kaum etwas zu schaffen, wenn man die Kleider nur einmal im Jahr wäscht und von Mehlkleister lebt. Was Nordzin treibt, hat weniger mit Arbeit zu tun als mit Herumbummeln. Am Morgen zieht sie mit einem Dutzend Ziegen los, um ein paar Grashalme und Flechten zu suchen. Zwischen Hügeln und Talmulden treibt sich die kleine Gesellschaft den lieben langen Tag herum. Die Tiere knabbern an kleinen Reisern, das Kind stöbert zwischen den Felsen nach einem vertrockneten Wachol-

derbusch, einer Lavendelwurzel oder einem Stück trocknen Mist. Diese Herrlichkeiten stopft sie dann in ihren kleinen Tragkorb, und nun hat die Familie morgen etwas, um Tee darauf zu kochen. Wenn sie zufällig einem andern Ziegenhirten begegnet, werden sich die beiden im Schatten eines Felsblocks niedersetzen, eines ihrer Kleidungsstücke vor sich ausbreiten und Würfel spielen, unter großem Geschrei, um das Glück herbeizuzwingen. Oder sie werden sich auf einer Felsplatte häuslich niederlassen, ein Schachbrett daraufmalen, Kieselsteine auf die Felder legen und sich in eine langwierige Damepartie stürzen.

Otpal stammt aus gutem Hause. Vorläufig ist sich der Elfjährige dessen noch kaum bewußt und treibt sich in allen Ecken des kleinen Nestes herum. Seitdem er das erste Flugzeug am Himmel gesehen hat, will er Pilot werden. Aber sein Vater ist klüger, sein Ehrgeiz reicht nur bis zu einem der unzähligen Büros, in denen sich die Staatsbeamten breitmachen. Folglich geht Otpal zur Schule, und zwar aufs Gymnasium. Ich fürchte, er wird niemals die Grundlagen der Mathematik und der Naturwissenschaften begreifen, aber in den Sprachen schlägt er uns glatt. Zwischen sechs und acht Jahren hat er seine eigene Sprache in den schönen tibetischen Schriftzeichen lesen und schreiben gelernt. Heute kann er Urdu, die Sprache Nordin-diens, nicht nur in arabischen Zeichen schreiben, er spricht es auch fließend. Und in den Englischstunden wird nur englisch gesprochen. Auch von dem Kauderwelsch der Händler aus Turkestan versteht er ein paar Worte.

Zum Glück für Otpal dauert der Unterricht nur von elf Uhr vormittags bis vier Uhr nachmittags. So bleibt ihm genug Zeit zum Laufen und Springen. Aber wohin soll er laufen? Sobald man aus dem Dorf herauskommt, stößt man nur auf winzige ummauerte Weizenfelder, wo sich die Kinder hüten würden, Räuber und Gendarm zu spielen. Dahinter ist nichts als nackte Wüste und Steine. Im Sommer sengende Glut, im Winter eisige Kälte. So kann Otpal nur in den Dorfgassen spielen, falls er

sich nicht in den Garten der Missionare wagt. Verstecken, Haschen, Blindkuh, Himmel und Hölle, Ballspiele — jedesmal, wenn ich mir mit den Ladakhi-Jungen die Zeit vertreibe, staune ich, wie ähnlich ihre Spiele den unsern sind. Sieht es denn in den Kinderköpfen der ganzen Welt gleich aus? Zwei Spiele hat mir Otpal beigebracht, die mir neu waren. Pen-dong, Pfennigwerfen: Erst wird ein kleines Loch in die harte Erde gegraben, und jeder wirft reihum eine Handvoll Pfennige hinein. Danach zielt man mit einem Kieselstein auf die Münzen, die danebengefallen sind. Es kommt darauf an, möglichst viele zu verrücken oder zu treffen. Das andere Spiel heißt Akilik, Holzspindel: Ein oben und unten zugespitztes Stück Holz wird flach auf die Erde gelegt, dann schlägt man mit einem Stock darauf, daß es hochspringt, und mit einem zweiten Schlag schleudert man es so weit wie möglich fort, während die Mitspieler versuchen, es im Flug zu erwischen.

Aber Otpals größter Wunsch ist, ein guter Reiter zu werden. So kann er keinen Esel und kein Pferd zur Tränke führen, ohne hinaufzuklettern und in verwegendem Galopp durch die Gassen zu preschen. Bald wird er so weit sein, daß er Polo spielen kann, worauf, wie mir scheint, der Ehrgeiz jedes zweiten Asiaten gerichtet ist.

Fast jedes Dorf hat eine Privatschule. Der Lehrer kann ein Lama sein. Da ihm daran liegt, daß seine Schäflein die heiligen Bücher des Buddhismus lesen lernen, um seine Bräuche zu üben, bringt er ihnen das Abc bei und läßt sie ganze Seiten, ja ganze Bücher auswendig lernen. Oder es ist ein Greis, der Kinder gern hat und seine Tage mit einem frommen Werk beschließen möchte. Er versammelt unter einer Weide ein paar Buben um sich, um sie im Schreiben und Rechnen zu unterrichten.

Von Zeit zu Zeit werden die Schüler einen Klumpen Butter mitbringen, ein Hühnchen oder eine Flasche Bier. Nicht als Bezahlung, sondern als Zeichen der Dankbarkeit!

Eine Schieferplatte oder ein schwarzlackiertes Brettchen, ein Stückchen Kalk vom nächsten Hügel, die losen Blätter eines alten Buches, das ist neben einer Rechenmaschine aus Kieselsteinen alles, was zum Lehren und Lernen benötigt wird. Mit heller Stimme werden im festen Takt die Sätze aufgesagt, der Schiefer knirscht, der Lehrer stellt seine Fragen. Schule wie eh und je in allen Kontinenten und Jahrhunderten.

In Leh selbst gibt es jetzt eine staatliche Volks- und Oberschule, wo Jungen und Mädchen (von denen es nur ein paar gibt) sogar das Abitur ablegen können. Hier ist man längst hinaus über die gutgemeinten Bemühungen des Greises und des Dorfpriesters! Einige von den jungen Leuten gehen dann zur weiteren Ausbildung sogar auf die Universität im indischen Tiefland. Die Kultur erweist ihre Anziehungskraft. Die Verzauberung wird folgen.

Diese Religion mit ihren vielen feststehenden Bräuchen und Formeln verlangt die Beherrschung der religiösen Literatur. Sie allein schlägt die Brücken zur Vergangenheit und zum Jenseits. In diesem riesigen Lande muß man auch schreiben können, denn Menschen, die durch monatelange Reisen voneinander getrennt sind, können nur brieflich miteinander in Verbindung bleiben. Zwar gibt es keine regelmäßigen Postverbindungen in diesem zerstückelten Himalaja-Gebiet, aber man vertraut seine Briefe den Karawanenführern und Hirten an, die sie von Hand zu Hand getreulich ans Ziel befördern, wenn auch das verschmutzte und abgegriffene Blatt kaum noch zu entziffern ist.

Also um Geschäfte zu treiben und sich über Berge und Wüsten hinweg zu verständigen, aber auch um ihre alte Religion zu studieren und ihre Bräuche zu üben, gehen die Kinder in Ladakh zur Schule und lernen lesen, diese wunderbare Kunst, die sie mit Menschen und Göttern verbindet.

TÜRKISE

SPRACHE UND DICHTUNG

Wer den Menschen seine Botschaft bringen will, muß sie ihnen mundgerecht machen. Er muß sich selbst der Denkweise, der Lebensweise seiner Gesprächspartner anpassen.

Für mich, der ich in den Alpen geboren und mit einer Elefantenhaut sowie einem Straußenmagen gesegnet bin, war es kein großes Kunststück, mich in den Alltag der Himalaja-Bewohner einzuleben. Aber das ist nur eine äußerliche und oberflächliche Anpassung. Wer diesen Menschen näherkommen will, muß weit mehr tun. Wenn sie uns als Brüder betrachten sollen, müssen wir ihre Familie und ihre Vorfahren als die unsrigen betrachten und ihr kulturelles Erbe bejahen. Nicht nur es studieren, kritisieren und dann beiseite legen! Sondern uns kopfüber hineinstürzen mit offenen Augen, ohne Hast und mit dem unbekümmerten Vertrauen in den Fluten tummeln, das uns das feuchte Element und die Schwerelosigkeit verleiht.

Dieser Kopfsprung hat seine Gefahren. Wir kennen weder die Höhe des Sprungbretts noch die Wassertemperatur. Und dann — das Wasser trägt, gewiß, aber es kann uns auch davontragen. Darin liegt das Wagnis. Manche haben es gescheut. Andere wagten es und kehrten nicht zurück. Verzaubert, behext vom schmeichelnden Wellenspiel gaben sie ihren Glauben und ihr Volkstum auf. So bin ich einem geschorenen und in Safran gehüllten Nordländer begegnet, der kein anderes Ziel hatte als das Nichts, das Erlöschen im Nirwana.

Wir haben uns zum Sprung entschlossen, wir wollen den Tibetern soweit wie möglich entgegenkommen, indem wir ihr kulturelles Erbe uns zu eigen machen. Das aber heißt, uns ganz

ihrer Lebensauffassung anpassen. Ein maßloser, vielleicht ver-rückter Ehrgeiz! Aber uns scheint er notwendig, wenn wir unsere Nachbarn ohne dünkelfhafte Voreingenommenheit kennen- und liebenlernen wollen.

Dazu müssen wir vor allem einmal die tibetische Sprache lernen. Die Umgangssprache, die Mundart, die es uns ermöglicht, Gespräche zu führen. Die klassische Schriftsprache, um die tibetischen Bücher lesen und um eigene Texte verfassen zu können. Namentlich aber die verschiedenerelei Grammatiken und den unübersehbaren Wortschatz, um in die Vorstellungswelt einzudringen, die sich in den Sprachformen ebenso ausdrückt wie versteckt.

Tatsächlich ist die Sprache so innig mit unserm ganzen Leben verbunden, daß wir schon gar nicht mehr darauf achten. Wir begnügen uns damit, unsere Wörter als einfache Verständigungsmittel zu gebrauchen. Aber sie können unendlich viel mehr sein. Sie können unsere Denkweise und unsere Haltung beeinflussen und formen. Oder liegen die Dinge etwa gar nicht so verzwick? Spräche ich nur meine Muttersprache, dann wäre ich der Ansicht, daß Worte lediglich Gedankenhüllen sind. Sobald ich aber aus einer Sprache in die andere übersetze, merke ich, daß auch bei größter Sorgfalt jeder oder doch fast jeder Satz eine leichte Veränderung seines Sinnes oder seiner Tragweite erfährt. Und wenn ich mich auf englisch unterhalte, oder gar auf tibetisch, habe ich ab und zu den Eindruck, ich spönnne meinen Gedankenfaden etwas anders weiter, als ich es eine Stunde vorher im Gespräch mit einem Landsmann getan hätte. Hinterher habe ich sogar bisweilen das Gefühl, als hätte ich die Dinge anders gesehen. Und sagen wir nicht manchmal von einem Menschen: Er denkt französisch? Nicht, daß er wie ein Franzose dächte, aber sein Denken vollzieht sich gemäß den Ordnungsbegriffen, die dieser Sprache eigentümlich sind.

Das Übersetzen wird aber zu einer noch kniffligeren Angelegenheit, wenn wir es mit Sprachen zu tun haben, die völlig

verschiedenen selbständigen Kulturen angehören. Es gibt schlechterdings keine genaue Übereinstimmung zwischen dem Wortschatz eines Franzosen und dem eines Tibeters, weil ihr äußeres Leben, ihre Neigungen, ihr Bildungsgang und ihre Kulturüter nichts miteinander gemein haben. Nur ein Beispiel: In dem Wort „vaisselle“, Geschirr, schwingt bei uns die Vorstellung von etwas Zerbrechlichem mit, der Tibeter hingegen denkt dabei an etwas Festes, Haltbares, weil sein Geschirr aus Kupfer oder Silber ist, und vor allem denkt er an „Eigentum“; denn jeder besitzt nur eine einzige Tasse, die er eifersüchtig hütet.

Manche Sprachen besitzen eine Unmenge von anschaulichen Hauptwörtern, aber nur sehr wenige allgemeine Gattungsbezeichnungen oder abstrakte Ausdrücke. Das Tibetische leidet bisweilen an dieser Schwäche, wenigstens in seinen verschiedenen Mundarten, und kann insofern als eine primitive Sprache angesehen werden.

So gibt es im Ladakh-Dialekt Ausdrücke für jede Baumart und für alle Hölzer, aber kein Wort für „Baum“. Man muß sich folglich stets genau ausdrücken und sagen: eine Weide, eine Pappel, ein Wacholderstrauch. Die Ausdrücke, die sich auf das Pferd beziehen, könnten ein ganzes Wörterbuch füllen — was bei einem Reitervolk nicht wundert —, darunter einige dreißig Bezeichnungen für die Farbschattierungen des Fells und ein besonderes Wort für jede Stelle des Lederzeugs, aber man sucht vergeblich nach einem Wort für „Reiterei“ oder gar für „Sattelzeug“.

Was bedeutet das für die geistige Entwicklung des einzelnen? Seine Sprache hat keine Vorarbeit geleistet für das Denken in Allgemeinbegriffen, sie hilft ihm nicht, seine Erfahrungen und Eindrücke sinnvoll zu ordnen. Zwar kann er erweiterte Begriffe bilden und tut es bisweilen mit sinnreich zusammengesetzten Wörtern, aber es kostet ihn große Anstrengung, die wir im Französischen zum Beispiel nicht nötig haben; diese Arbeit haben uns frühere Geschlechter abgenommen, und der Schatz

ihrer Erfahrungen ist in unsere Sprache eingegangen, ohne daß wir uns noch Gedanken darüber machen.

Erfahrungen, in der Sprache aufgespeichert! Eben darum interessiert mich das Tibetische. Nicht aus Vergnügen an grammatischen Regeln und Feinheiten der Aussprache, auch nicht wegen des — sehr mäßigen — Vergnügens, Tausende von Vokabeln zu pauken. Aber was kann es Aufregenderes geben, als in der Sprache den Niederschlag von Bemühungen und Untersuchungen, aber auch von Vorurteilen, von ästhetischen und sozialen Wertvorstellungen wiederzufinden! Sprache und Denken sind nicht voneinander zu trennen. Wenn die Muttersprache unsere Gedankenwelt und die unserer Vorfahren widerspiegelt, so wirkt sie umgekehrt wieder auf unser Denken zurück, indem sie ihm die Richtung weist, Begriffe und Gegensätze erhellt und auch Vorstellungen in unserm Hirn niederschlägt, die sonst gestaltlos und flüchtig blieben.

Seht euch einen Regenbogen an! Sieben Farben, nicht wahr? Aber sind es wirklich sieben? Es sind weniger, denn ich finde keinen Unterschied zwischen Indigo und Violett, und es sind mehr, denn innerhalb des Gelb sind drei Abstufungen deutlich zu unterscheiden . . . Wenn ich sieben sage, so deshalb, weil ich es so gelernt habe und meiner Sprache mehr traue als meinen Augen. Im Spektrum ist alles fließend, und jede Sprache kann damit schalten und walten, wie es ihr beliebt. Die Griechen teilten die Farben anders ein als wir. Die Tibeter ebenso: für sie sind Gemüse, Gras und Blätter blau wie Himmel und Wasser. Erst glaubte ich, sie könnten die Farben überhaupt nicht auseinanderhalten. Irrtum! Aber mich halten sie für farbenblind, wenn ich von roter Weinhefe spreche.

Mehr noch als unsere Sinneswahrnehmungen sind unsere geistigen und sittlichen Begriffe an die Sprache gebunden. Jedes Volk, jede Gemeinschaft sondert gewisse als wichtig empfundene Werte aus und benennt sie, während andere unbenannt und unbeachtet bleiben. Zwischen Sprache und Denken besteht

also eine Wechselwirkung: die Sprache spiegelt eine bestimmte Wertordnung wider, zugleich aber klärt und verfestigt, ja versteinert sie diese Wertordnung und reicht sie von einer Generation an die andere weiter. Sie wirkt also konservierend und bestimmt die Tradition.

So war ich gleich zu Anfang höchst überrascht über den reichen tibetischen Wortschatz auf dem Gebiet der Meditation, der Zurückgezogenheit, der Flucht aus dem Alltag. Ein wahres Feuerwerk! Man kann zum Beispiel zahlreiche Grade der Konzentration unterscheiden, von denen sich der Europäer keinen Begriff macht. Für mich war das ein Schlüssel zum Verständnis des tibetischen Denkens. Dieser Reichtum legt einerseits Zeugnis ab von der außerordentlichen geistigen Leistung, die gerade in dieser Richtung von indischen und tibetischen Meistern der Sprache vollbracht worden ist, andererseits erleichtert er das Studium dieser Fragen und veranlaßt die Tibeter — feingeistige Priester wie Bauern von geringer Bildung — zu immer weiterem Nachsinnen über Wert und Auswirkungen eines enthaltsamen und weltabgewandten Lebens.

Hingegen stieß ich auf unendliche Schwierigkeiten, wenn ich Gedankengänge auf tibetisch entwickeln wollte, die mit Persönlichkeit, Unternehmungsgeist, sozialem Fortschritt und Verantwortungsbewußtsein zu tun haben. Die lebenden Mundarten lassen einen hier im Stich, und auch in der klassischen Schriftsprache herrscht in dieser Beziehung ägyptische Finsternis. Kein Schriftsteller hat versucht, eine Persönlichkeit zu ergründen oder die Bedeutung der sozialen Verantwortlichkeit aufzuzeigen. Infolgedessen — und das ist einer der auffallendsten Züge des tibetischen Denkens — bleiben diese Begriffe undeutlich, sind diese Wertgefühle im Larvenzustand steckengeblieben. Ich würde daraus noch nicht den Schluß ziehen, daß diese Werte nicht in vereinzelt Fällen für einen Tibeter vorhanden sein könnten, wenn ich mich nicht selbst dabei ertappt hätte, ihre Bedeutung aus dem Auge zu verlieren! Weil ich in Ladakh lebe,

habe ich es fertiggebracht, die Wichtigkeit der Person zu vergessen und bei der Einschätzung eines Menschen die Grundzüge seiner Persönlichkeit außer acht zu lassen!

So ermöglicht es uns ein langes und immer neues Studium des Wortschatzes, allmählich in die tibetische Welt einzudringen. Aber auch die Grammatik ist sehr aufschlußreich. Vielleicht mehr noch als einzelne Wörter stehen die gebräuchlichen grammatischen Formen in enger Beziehung zu den Menschen, die sie geprägt haben, wie zu denen, die sie benutzen.

Ein Blick auf das Kapitel der Fürwörter läßt etwas von der außerordentlichen Höflichkeit und Artigkeit der Tibeter ahnen. Zunächst bleibt einem beinahe der Atem weg, wenn man erfährt, daß das Tibetische über fünf bis sechs Anredeformen verfügt, je nach Rang und Stand des Angeredeten. Und es steht einem der Verstand still, wenn man zuhört, wie zwei Tibeter mit diesen Fürwörtern jonglieren und wohlabgewogene Höflichkeitsfloskeln und Füllwörter einstreuen, um ihrer Freundschaft, ihrer Achtung, ihrer Verehrung Ausdruck zu geben — oder ihrer kühlen Zurückhaltung.

Ein noch merkwürdigeres und aufschlußreicheres Bild ergibt sich beim aufmerksamen Studium der Verbalformen. Die Grammatiker haben künstliche Formen erdacht, um die Zeiten zu unterscheiden. In der Umgangssprache hingegen haben sich diese Formen nirgends eingebürgert, und die Mundarten begnügen sich mit einer sehr ungefähren Umschreibung der Zeit. Dafür hat aber die Mundart Ladakhs (vielleicht auch andere, das wäre noch zu untersuchen) eine ganze Menge von Aussageweisen, um den Grad der Wahrscheinlichkeit einer Handlung anzugeben. Ich war sehr verblüfft, als ich meine Aufzeichnungen durchging und dabei neun verschiedene Verbalformen fand, die besagen, ob eine Handlung gewiß, wahrscheinlich, zweifelhaft oder nur imaginär ist . . . Und mehrere andere Formen geben darüber Aufschluß, ob eine Handlung abgeschlossen oder nicht zu Ende geführt worden ist. Was für Einblicke erhält man da

in eine Denkweise, die man geneigt ist, für unergründbar zu halten! Da haben wir nun ein Volk, das kaum auf die Unterscheidung von Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Wert legt, geschweige denn von historischem Perfekt und Plusquamperfekt. Aber es strengt seinen ganzen Scharfsinn an, um die Zuverlässigkeit einer Aussage zu ergründen und um eine Handlung ausdrücklich als abgeschlossen zu bezeichnen!

Wenn Fortgang oder Vollendung eines Tuns stärker betont werden als die Zeit dieses Tuns, so entspricht das dem Arbeitsrhythmus dieser Bauern und Wanderhirten im Gegensatz zu dem unseres Stadtlebens. In Europa wird der Ablauf des Lebens von der Uhr geregelt, deshalb brauchen wir genaue Zeitangaben, während es im Leben des Tibeters und folglich in seiner Sprache nur darauf ankommt, ob eine Handlung völlig abgeschlossen ist, weil sie den natürlichen Bedingungen der Erde unterliegt.

In der ungewöhnlichen Sorgfalt, mit der die Vertrauenswürdigkeit einer Aussage gekennzeichnet wird, spricht sich meines Erachtens ein anderer Grundzug des Lebens im Hochland aus: man zehrt von Neuigkeiten, von Erzählungen, Gerüchten und mündlichen Überlieferungen. Dank den Karawanenzügen und den Wanderhirten ist man zwar in seiner Oase, in seinem Tal nicht von aller Welt abgeschnitten, aber alles, was man erfährt, hört man nur mittelbar durch Berichte. Der Überlieferung vergangener Geschlechter wird ungeheure Bedeutung beigemessen.

Die Art der mündlichen Übermittlung — womit die Zeitung, der eigene Augenschein, die eigene Erfahrung ersetzt werden — hat die Tibeter und ihre Sprache veranlaßt, ständig den Wert jeder Aussage zu kennzeichnen. Es ist bemerkenswert, daß noch in dem einfachen und lebendigen, in den kleinsten Dörfern gesprochenen Dialekt diese orientalische Kultur sich ausdrückt, die wesentlich auf Überlieferung und Zeugnis beruht und nicht auf handfester Erfahrung und technischem Fortschritt. Ein kurioser Gegensatz zu der Ärmlichkeit und Unverbindlichkeit der

sprachlichen Erzeugnisse, mit denen wir uns vollstopfen: den Zeitungen!

So können gewisse bezeichnende Eigentümlichkeiten der tibetischen Sprache manche seelischen Eigenheiten des Volkes erhellen. Es ergibt sich ein Bild des Volkscharakters, das noch dadurch an Bedeutung gewinnt, daß es jenseits des Bewußtseins der Einzelmenschen einen Schatz sichtbar macht, der in Jahrhunderten von der ganzen Gesellschaft zusammengetragen wurde.

Solche Erkenntnisse kann man durch Studien erwerben und weiterreichen. Aber es bleibt noch ein weiterer Schritt, ein noch bedeutsamerer, an dem man den Außenstehenden nicht teilhaben lassen kann. Es gilt, in diesem nationalen Unterbewußtsein zu leben, es ganz in sich aufzunehmen, es zu nutzen und daran zu leiden — und es nicht nur als interessantes Studienobjekt zu betrachten. Fortan kommt es nicht mehr darauf an, Probleme zu verfolgen und Begriffe zu bilden, sondern man muß in einem neuen Geisteszustand, in einer neuen Umgebung leben.

Die tibetische Literatur ist imponierend. Freilich dürfen wir sie nicht an der literarischen Überschwemmung messen, unter der das Europa des zwanzigsten Jahrhunderts seufzt, sondern an den Leistungen anderer Zeiten und anderer Gegenden der Welt. Die tibetische Sprachgemeinschaft greift über die weitgedehnten politischen Grenzen Tibets hinaus, insbesondere nach Kaschmir und Nepal, aber im ganzen wird sie nur auf fünf Millionen Köpfe geschätzt. Auf dem Boden dieser kleinen Gemeinschaft hat man etwa tausend Werke entdeckt, und weitere, Hunderte vielleicht, sind noch nicht bekannt.

Ein erstaunlicher Reichtum. Doch es kommt ja weniger auf die Masse an als auf den Gehalt. Dieser ist, wie alles oder doch fast alles in diesem Lande, von der Religion her bestimmt, also vom Buddhismus. Die Literatur entstand zugleich mit seinem ersten Auftreten in Tibet. Nach der Überlieferung soll sogar ein und derselbe König den Buddhismus und das Alphabet im

siebenten Jahrhundert unserer Zeitrechnung in Tibet eingeführt haben. Tatsächlich reicht ein bedeutendes Werk mit seinen Anfängen bis in diese Zeit zurück: die tibetische Übersetzung der heiligen Bücher des Buddhismus aus dem Sanskrit. Dieses Werk, an dem Inder und Tibeter jahrhundertlang gemeinsam gearbeitet haben, bildet die Grundlage der tibetischen Gedankenwelt und Kultur. Auf dieses Werk beziehen sich die Schriftsteller aller Epochen, die Sprachlehrer, die Geschichtsschreiber, die Denker, die Dichter, ja sogar die Bildhauer und Maler.

Laune der Geschichte: Um das Jahr 1000 brach die durchgeistigste Schöpfung des indischen Geistes, der Buddhismus, in Indien zusammen. Seine kostbaren Schriften sind verlorengegangen, zerstört durch Feuchtigkeit, Insekten und Menschen, und keine Spur wäre von ihnen geblieben, wenn nicht in den Nachbarländern, auf die er sich ausgebreitet hatte, vor allem in Tibet, Übersetzungen entstanden und aufbewahrt worden wären. So hat ein seltsames Geschick die Tibeter zu Treuhändern einer fremden Literatur gemacht. Zu sorgsamem Treuhändern: kein anderes Volk hat einen solchen Fleiß darauf verwandt, Schriften zu verwahren, abzuschreiben, abzudrucken und zu erklären. Wie viele Bücher habe ich gesehen, die in mehrere Stoffhüllen gewickelt, mit Lederriemchen verschnürt und schließlich versiegelt worden waren, damit die Blätter ja keinen Fleck und keinen Riß bekämen! Und wie oft habe ich beim Zerbrechen eines Siegels festgestellt, daß das Petschaft einem Manne gehört hatte, der vor einem halben Jahrhundert oder noch früher gestorben war! Denn der Tibeter, Mönch wie Laie, legt viel mehr Wert auf die Erhaltung der Bücher als auf ihr Studium.

Trotzdem ist diese Literatur nicht tot. Viele Tibeter sind des Lesens kundig und nehmen sich bei Gelegenheit das eine oder andere Blatt vor. Manche, vor allem Häuptlinge, nehmen sich die Zeit und die Mühe, diese altertümliche Sprache zu studieren und ganze Bücher zu lesen. Die meisten Mönche, die Monate oder Jahre in der Einsamkeit leben, widmen einen großen

Teil ihrer Zeit der Lektüre oder dem Nachsinnen über diese Texte. Und da die sicherste Art, ein Buch zu verwahren, darin besteht — für den Orientalen wenigstens —, es seinem Gedächtnis einzuprägen, ist es bei den Frommen Brauch geworden, ein Kapitel oder einen ganzen Band Wort für Wort auswendig zu lernen. Die Schüler freilich seufzen über ihre Klassiker und finden so wenig Geschmack daran wie die Gymnasiasten in einem anderen Winkel der Erde an Schiller oder Calvin . . .

Aber das Erbe wiegt schwer. Fast zu schwer. Man hat den Eindruck, die Tibeter erstickten daran, daß es ihnen nicht gelungen ist, sich davon frei zu machen, darüberzustehen und es zu nützen, um weiterzukommen. Ihre religiöse Literatur kommt immer wieder auf die gleichen Gegenstände zurück, das abwandelnd oder wiederaufnehmend, was die indischen Buddhisten längst durchgearbeitet haben. Selbst Lamas von Rang, die man als Reformatoren ansehen könnte, waren lediglich Verwalter, Organisatoren, aber keine Denker.

Außerhalb des religiösen Bereichs hat sich immerhin eine ausgesprochen tibetische Prosa entwickelt, deren Verfasser von Indien unabhängig sind. Am interessantesten sind die Geschichtsschreiber. Obwohl Tibet sowohl an Indien wie an China grenzt, hat es nie als Brücke oder als Durchgangspforte zwischen diesen beiden Welten gedient, wie es bei Turkestan auf der einen, den südostasiatischen Ländern auf der andern Seite der Fall war. Dennoch hat es aus beiden Kulturen Nutzen gezogen und scheint in geistiger Beziehung eine Mittelstellung einzunehmen. Schlagend zeigt sich das auf dem Gebiet der Geschichte. Während die Inder bis in die jüngste Zeit kaum Sinn für die Geschichte gezeigt und sich niemals bemüht haben, Wahrheit und Legende auseinanderzuhalten, haben die Chinesen uns die vollständigsten und genauesten Aufstellungen von Daten und Tatsachen überliefert, die es in der Welt gibt. Die Tibeter haben sich mit ihrer Vergangenheit beschäftigt, haben Stammtafeln

ihrer Fürsten zusammengestellt und aufbewahrt und zahlreiche Chroniken geschrieben. Ohne Zweifel nehmen darin die Legenden und sogar die religiöse und politische Propaganda einen breiten Raum ein, aber es finden sich auch zahlreiche und bedeutsame Zeugnisse von historischem Wert. Im Volksbewußtsein leben nur ein paar sagenhafte Gestalten fort, aber viele Gebildete lesen und vergleichen die Chroniken ihres Dorfes oder des Landes und haben ihre Freude daran. Ich habe sogar zwei ladakhische Freunde, die Urkunden sammeln, um eine neue Geschichte zu verfassen.

Die einzelnen Dichter in ihren weltabgeschiedenen Tälern konnten nicht miteinander in Verbindung treten. Jeder mußte sich mehr oder weniger aus dem Nichts heraus in seiner Kunst zurechtfinden. Während einige sich in Indien umsahen und indische Stoffe aufgriffen, begnügten sich andere mit dem, was ihnen die Heimat zu bieten hatte.

Ihre Werke lassen sich in zwei Gruppen einteilen: schriftlich niedergelegte klassische Dichtungen und daneben im Dialekt mündlich überlieferte Volkslieder und volkstümliche Gedichte. Man muß zugeben, daß die klassische Dichtung im Staub ihrer alten Handschriften dahinstirbt. Das Volk liebt sie kaum, und meine Nachbarn — wie ich selbst — verstehen wenig davon. Es ist eine religiöse und lehrhafte Literatur, die sich in einem weisheitsvollen Ton gefällt. Indessen finden sich auch ein paar geglückte Gleichnisse darunter:

Wer keinen Freund hat, dem er seine Neigung schenkt,
Mag das Herz aller Dinge kennen, doch es ist ihm nichts nütze.
Leg einen dürrn Zweig ins Wasser, ein Jahrhundert lang,
Er wird doch niemals Blätter treiben.

Der Reim ist unbekannt, der Rhythmus eintönig: die Silben plätschern im Zweivierteltakt dahin. Langeweile scheint dem Tibeter nichts anhaben zu können, er hört sich den ewig gleichen Rhythmus geduldig an. So hat sich der Bibelübersetzer

von A bis Z eines einzigen Verses bedient — neun Silben mit der Hebung auf den ungeraden —, vom Buch Hiob bis zu den Psalmen. Oft steckt in dieser Dichtung mehr Gelehrsamkeit als wirkliche Poesie. Sie wimmelt von mythologischen Anspielungen und geht mehr darauf aus, die Lehren Buddhas zu verkünden als menschliche Gefühle zu schildern. Sie zwingt sich auch erschreckende Künsteleien ab, bei denen das Vergnügen an der Überwindung einer Schwierigkeit mehr auf seine Rechnung kommt als das schlichte Empfinden. Man versuche nur einmal, ein Gedicht in das Schema zu pressen, oder vielmehr in die Zwangsjacke, in der nur die durch Striche angedeuteten Silben dem Dichter zur freien Verfügung stehen:

Bi — — — bi — — — bi

Ci — — — ci — — — ci

Di — — — di — — — di!

Der bei weitem berühmteste und meistgelesene Dichter ist der Büsser Milarepa. Dieser Heilige ist nachgerade ein Abbild Tibets: hin und wieder ein unerwartetes sanftes Säuseln inmitten des Sturms, hin und wieder eine Oase zwischen lauter Schnee und Granit. Er war ein frommer buddhistischer Bettler des 11. Jahrhunderts, was ihn nicht hinderte, seinem Herrn und Meister mit List, Betrug und Gewalt all seine geheimen Zauberkünste abzulocken. Ein Mann der Gegensätze, ein toller Bursche, ein Hexenmeister, der sich rühmte, seine Feinde dutzendweise umzubringen, und ein feinsinniger Dichter, der sich über kleinste Kleinigkeiten erregte, um dann seine Gefühle in einem Lied oder in einem Gleichnis niederzuschlagen:

Eben steht mein Krug noch da, gleich ist er verschwunden.

Dies ist das Gesetz all dessen, das nicht rein ist.

Selbst Segenssprüche haben keine Dauer.

Aber in stiller Betrachtung suche ich, Mila,

Mich frei zu machen von allem, was zerstreut.

Daß doch meine Seele leer werde wie ein ausgegossenes Gefäß!

Dann werde ich höher steigen.

Gebrechlich ist die Welt — welch seltsame Lehre!

Die zeitgenössische und vom Volk geliebte Dichtung hält sich an naheliegende Stoffe. Oft ist sie in einer örtlichen Mundart abgefaßt. Man begegnet ihr auf Schritt und Tritt, sie sprudelt wie eine Quelle, wir brauchen sie nur nach dem Diktat der Sprecher niederzuschreiben. Sie ist, wenn man will, eine Dichtung zweiten Ranges, aber an Schönheit und Frische übertrifft sie die klassische Literatur. Trotzdem hat sie gelegentlich etwas Gestelztes, vor allem wenn die kleinen Machthaber eines Bezirks angesungen werden. Dann erblüht eine kleine „Hofpoesie“ mit allen Schmeichelkünsten, die dazu gehören, und einem fürchterlichen Aufwand an Übertreibungen, in denen der Orient zu schwelgen liebt. Aber manchmal spricht auch eine echte Ergebenheit daraus wie in dem folgenden Gedicht an einen König, der noch ein Kind ist:

Am Rand des Hügels glänzt der Palast wie Kristall
hinter dem türkisblauen See.

Am Ufer öffnen Blumen ihren Kelch,
sie blühen wie der Reichtum meines Landes.

Am Ufer öffnen sich die Dotterblumen,
im kristallinen Schlosse geht die Milch nicht zur Neige.

Droben auf dem Hügel lebt
ein Gott, dem süß das Wort vom Munde fließt.

Wohin auch unser vielgeliebter Fürst die Schritte lenke,
wache, o Gott, über sein Leben!

Dem mächtigen Deskyong, dem Siegreichen,
schenke vollkommene Weisheit!

Der Fürst, dem die Mädchen huldigen,
ist eines Gottes Ebenbild.

Der Fürst, dem die Schönen huldigen,
ist eines Gottes Ebenbild.

Mit lauterem Worten
bringt eure Opfergabe dem Sohne Buddhas!
Mit lauterem Worten
reicht euer Scherflein dem frommen Bettler!

Die einander entsprechenden Verse, die mit fast denselben Worten den gleichen Gedanken wiedergeben, sind bei den Asiaten gebräuchlich und beliebt. Die Dichtung der Bibel ist voll davon. Man sieht, die Tibeter wissen auch mit festen Formen umzugehen. Das Verfahren begünstigt die Anlaut-Wiederholung, die Assonanz, und hin und wieder tauchen sogar Ansätze zum Reim auf. Oft laufen ganze Strophen parallel zueinander.

Denkt ja nicht, daß die Prinzessin, meine Gitarre,
keinen erlauchten Vater habe!

Ist nicht die Zeder, in der die Götter wohnen,
ihr erlauchter Vater?

Denkt ja nicht, daß die Prinzessin, meine Gitarre,
keine bescheidene Mutter habe!

Ist nicht das Geweide der Bergziege
ihre bescheidene Mutter?

Denkt ja nicht, daß die Prinzessin, meine Gitarre,
keine Brüder habe!

Sind nicht meine zehn Finger
ihre Brüder?

Denkt ja nicht, daß die Prinzessin, meine Gitarre,
keine Freundinnen habe!

Sind nicht ihre eigenen Weisen
ihre Freundinnen?

Zahlreich sind die Liebesgedichte. Die meisten sind alten Helden-Mären entnommen. Im Stil haben sie sich verjüngt, aber der Gedankengehalt ist fremdartig und oft mit Zauberwerk und Mythologie befrachtet. Er schmeckt nach Bücher-

staub. Im ganzen ist diese Dichtung etwa das, was Gottfried von Straßburgs „Tristan“ für uns heutzutage ist. Dichtung von hohem Wert, aber unrettbar veraltet.

Wenn du, mein stattlicher Gebieter,
aufsteigst zu den Gefilden der Götter
und schaust alle Göttinnen des Himmels,
vergiß nicht der Gattin, die im Lande zurückblieb!
Wenn du, mein stattlicher Gebieter,
hinabsteigst zum Lande der Geister
und schaust alle Nymphen der Gewässer,
verlaß nicht die Freundin, die im Lande zurückblieb!

Verliebte verfallen oft auf die gleichen Themen. Nicht nur gleicht bisweilen ein tibetisches Liebesgedicht ganz merkwürdig einem bengalischen oder arabischen Lied, nein, manche Gedanken scheinen sich über alle räumlichen Entfernungen hinwegzusetzen. Man könnte nach Einflüssen forschen, nach Übertragungen von Volk zu Volk. Ich vermute, diese Übereinstimmungen erklären sich häufiger und einfacher aus einer gewissen Gleichartigkeit der menschlichen Natur und damit ihres Ausdrucks über alle Zonen und Klimaunterschiede hinweg. Wer dächte nicht an ein bekanntes provenzalische Lied, wenn er folgendes hört:

Wenn du zur Turteltaube wirst, schimmernd wie ein Türkis,
und hinaufschwebst zum Zenit,
werd' ich zum blauen Falken,
zu ereilen die türkisblaue Taube.
Wenn du zur Forelle wirst mit goldnen Augen
und forthuschst in den großen, lieblichen See,
werd' ich zum Otter mit weißer Brust,
zu ereilen die Forelle mit den Goldaugen.

Der Minnesang hatte einen erlauchten Vertreter: einen Dalai-Lama. Dieser Nachfolger eines ebenso mächtigen wie schlaunen „tibetischen Papstes“, die sechste Verkörperung Buddhas, war ein zarter verträumter Knabe, der gerne mit der Muse und mit den Mädchen tändelte . . . Seine Werke kamen auf den Index, wie es sich gehört, und werden wohlgemerkt von aller Welt gelesen . . . Aber die Lamas sind keine Freunde der Dichtung: ihr Höchst-Kostbarer wurde mit dreiundzwanzig Jahren ermordet. Er hinterließ weder Verordnungen noch Predigten, nur Lieder, die man noch nach zweihundertfünfzig Jahren immer wieder singt:

Ich hab' meine Herzliebste gefunden
am Weg des Morgens früh.
Türkis vom klarsten Blau —
gefunden und fortgeworfen.
Hoch oben im Pfirsichbaum, unerreichbar der Hand,
reift die schimmernde Frucht.
Ihr gleicht das adlige Kind,
strahlend vor Leben und Schönheit.
Mein Herz ist fort! Die Nächte rinnen
schlaflos dahin und voll Qual.
Selbst am Tage pocht friedlos mein Herz.
Ein Schatten nur ist mein Leben.

Am lebendigsten ist der Ausdruck in den Tanzliedern. Hier ist auch endlich der langweilige Zweivierteltakt aufgegeben, denn die Worte müssen sich beispielsweise dem Walzertakt anpassen. Dieser Wechsel des Rhythmus' verlangt neue Wortverbindungen und zwingt den Verfasser, sich von den alten, verbrauchten Mustern der Klassiker freizumachen. Literatursprache und mythologische Bilder sind endgültig abgetan, und der Dichter kann sich durch die Schönheit der Gebärde, den Takt des Tamburins und die irdisch-überirdische Beschwingtheit des Tanzes anregen lassen:

Des jungen Weibes Leib ist von Gold.
Ihr Haar gleicht der großen Weide.
Dreh dich rechts, schöne Tochter, deiner Mutter Stolz!
Dreh dich links, Tochter des Paradieses!
Ein paar rasche Schritte jetzt zurück,
zurück zu den hohen Bergen!
Jetzt voran, mir entgegen, und lächle mir zu!
Voran, und ehren wir den höchsten Gott!

Die Zahl der ständig gelesenen Bücher ist verhältnismäßig groß. Die Klöster bergen richtige Bibliotheken. Sie bestehen aus zahllosen Kästen, deren jeder ein heiliges Buch enthält. Jeder Dorftempel, jeder Familientempel hat seine kleine Sammlung; ebenso müssen alle Einsiedler und die Priester einige Bände besitzen, um daraus vorzulesen, wenn ihre Mitwirkung bei einer Zeremonie erforderlich ist. Aber auch bei vielen Laien findet man Bücher: medizinische Werke, Jahrbücher oder wenigstens Sagen und Gedichte.

Die Tibeter verwenden weder Pergament noch Papyrus, sondern ganz einfach Holzschliffpapier. Bei den Stämmen, die über den Himalaja hinweg in die feuchten und waldreichen Hochtäler Nepals ausgewandert sind, hat sich deshalb eine kleine blühende Industrie entwickelt. Eine Seidelbast-Art wird auf einer Granitplatte zu Holzschliff zerkleinert und verrieben. Diese Arbeit geschieht teils von Hand, oft aber auch mit einem Wasserrad, das eine Pleuelstange antreibt, die den Holzstamm auf der Hobelplatte hin- und herbewegt. Das aus diesem Holzschliff hergestellte Papier hat eine rauhe Oberfläche und enthält oft grobe Splitter, aber es ist ein gutes, saugfähiges und brauchbares Material. In Indien, wo es eingeführt wird, hat man festgestellt, daß ihm die Insekten, die der Schrecken der Büchereien sind, nichts anhaben können.

Die Vervielfältigungsart eines Buches hängt von der Höhe seiner Auflage ab. Medizinische und religiöse Werke, auch man-

die Chroniken, die in die Breite wirken sollen, werden nach dem Druckverfahren hergestellt, das in Europa vor Gutenberg üblich war: dem Holzschnitt. In einen länglichen Nußbaumklotz von etwa 40 mal 8 cm Größe werden fünf bis sieben Zeilen des laufenden Textes eingeschnitten und mit Linien umrahmt. Von dem zugerichteten und eingeschwärzten Block werden dann mit der Hand die Abzüge gemacht. Die Bogen werden auf beiden Seiten bedruckt, und ein Stoß von 100 bis 150 Bogen gibt dann ein Buch. Die Blätter werden weder geheftet noch irgendwie gebunden. Zum Lesen legt man den Stoß auf einen Tisch, wendet dann die Seiten von unten nach oben um und schichtet die gelesenen Blätter wieder sorgfältig auf. Jedes Buch ruht zwischen zwei Brettchen, die mit einem seidenen Band oder einem Seidentuch zusammengehalten werden.

So sehen im allgemeinen die Bücher aus, welche an verschiedenen Orten, hauptsächlich aber in Lhasa und im Kloster Nart'ang in Zentral-Tibet, gedruckt und nach und nach im ganzen Land abgesetzt werden. Das ziemlich minderwertige Holz und die einfachen Werkzeuge lassen kein ganz gleichmäßiges, harmonisches Druckbild zustandekommen, aber gewöhnlich sind die Buchstaben sauber geschnitten und gut geformt. Es liegt nur an der Abnutzung des Druckstocks oder an der schlechten Einfärbung, wenn manche Seiten schwer lesbar sind. Für ein ansprechendes Äußeres ist nie etwas getan worden. Die Randlinien sind phantasielos, der Text ist nicht ausgeglichen, da alle Silben aneinandergedrückt sind. Den einzigen Luxus bilden die beiden geschnitzten und bemalten Holzdeckel, zwischen denen das Buch liegt.

Während die Werke religiösen und magischen Inhalts fleißig gelesen werden, ist der Umsatz an belehrenden und unterhaltenden Büchern unbedeutend. Die Nachfrage ist so gering und kommt aus so entlegenen Bezirken, daß kein Verleger auf seine Kosten käme. Daher muß ein Tibeter, der ein Exemplar der Jahrbücher oder der Heimatsagen besitzen will, auf das tau-

send Jahre alte und eindrucksvolle Verfahren des Abschreibens zurückgreifen: er leiht sich einen Band und setzt einen Schreiber daran.

Um Abschreiber ist man in Leh nicht verlegen. Jeden Tag hocken zwei oder drei Männer an ihren niedrigen Tischen und fügen geduldig einen Buchstaben an den andern. Die Handgelenke scheinen ihnen einzuschlafen, so langsam geht es voran. Nur der Zeigefinger folgt den kreisenden Bewegungen der Adlerfeder, um ihre breite Spitze überall richtig anzusetzen und jedem Buchstabenteil die richtige Form zu geben. Ein rührendes Tun, das einem andern Zeitalter angehört — einem Zeitalter der Treue und der Geduld, in dem Homer und Jesaja durch unbekannte Hände der Nachwelt erhalten wurden.

Die tibetische Kunstschrift hat zwei Formen entwickelt, vergleichbar den Majuskeln und Minuskeln der griechischen und lateinischen Handschriften. Der Stil „mit Kopf“ — die klassische und geheiligte Form — versieht jeden Buchstaben mit einem darübersetzten waagrechten Strich. Darin folgt sie dem Schriftbild der Sanskrittexte, wie übrigens das ganze tibetische Alphabet von einer Form des Sanskrit abgeleitet ist. Es ist eine überaus schwierige Schrift, bei der alle Bestandteile eines Buchstabens sich in streng und unwandelbar vorgeschriebener Weise zum Ganzen fügen müssen. Die Minuskel-Schrift, die Schrift „ohne Kopf“, ist einfacher und schreibt sich zügiger. Obwohl sie elegant und regelmäßig aussehen kann, wenn der Schreiber sein Handwerk versteht, gilt sie als zweitrangig.

Diesen beiden Arten der Kunstschrift entsprechen zwei Arten von Büchern. In beiden Fällen ist das Schriftbild unstreitig schöner als beim gedruckten Buch. Bei den in Majuskeln geschriebenen Büchern — das gilt für alle Werke religiösen Inhalts — ist die Regelmäßigkeit der Buchstaben verblüffend und übertrifft bei weitem beispielsweise die der antiken oder mittelalterlichen europäischen Handschriften, die mir zu Gesicht gekommen sind. Nur die hebräischen Handschriften zeigen an-

nähernd die gleiche außerordentliche Regelmäßigkeit wie ein gutes tibetisches Buch, in dem die Buchstaben so säuberlich und exakt gezeichnet sind wie eine technische Skizze. Ganz herrlich ist auch die Schönheit der Rundungen. Während der Holzschneider nur eckige Kerben zuwege bringt, kann der Schreiber makellose Bögen zeichnen. Um die Wirkung vollkommen zu machen, verleiht der Wechsel von Grund- und Haarstrich den Buchstaben und der ganzen Seite eine Eleganz, einen Duktus, wie ihn die westliche Welt nur noch in der arabischen Schrift finden kann. Ähnliche Anmut berührt mich noch in den schwere-losen und vollkommen gleichmäßigen Figuren einer Ballettgruppe.

Das Buch in Kunstschrift „ohne Kopf“ ist billiger, weil es sich schneller schreibt. Der Schreiber hat viel mehr Freiheit, denn die Minuskeln sind nicht an derart peinliche Regeln gebunden. Im Rahmen gewisser Stilgrenzen steht es dem Schreiber frei, den Buchstaben eine besondere Form zu geben, vor allem, was Größe und Gestalt der Vokale betrifft, die wie große Akzente aussehen und im Schriftbild am meisten ins Augen fallen. Der persönliche Geschmack des Schreibers kommt also zur Geltung, und je nach Temperament wirkt sein Buch nüchtern und ärmlich oder anspruchsvoll, reizend und ungewöhnlich. Bei einigem Glück stößt man auch einmal auf einen Band, in dem jeder Buchstabe bei aller Gleichmäßigkeit der Schrift geschmackvoll durchgeformt ist und in dem die Konsonantenreihen so weit gesperrt sind, daß die Vokalzeichen darüber noch die Zwischenräume mit ihren krausen Formen beleben können. Der Schreiber kann sich sogar erlauben, die traditionellen Rahmen zu verzieren. Er wird etwa rote oder blaue Wellenlinien hinzufügen oder Kringel in die Ecken setzen oder einen Mäander auf den oberen Rand. (Der Mäander ist ein stehendes Zubehör der tibetischen Ornamentik.) Wenn also ein Buch mit Schönschrift „ohne Kopf“ auch nicht die Stilvollkommenheit des klassischen Buches erreicht, so kann es doch ein schönes Bild bieten, sei es durch

den Schreibstil, sei es durch die geschmackvollen Verzierungen der einzelnen Seiten.

In den tibetischen Klöstern findet man oft Jahrbücher, die mit den biblischen „Büchern der Chronik“ das eine gemein haben, daß sie die Geschichte unter dem besonderen Gesichtswinkel der Beziehungen zwischen Staatsgewalt und religiösen Bündnissen betrachten. Diese tibetischen Jahrbücher verbreiten sich recht selbstgefällig über alle Wohltaten und Vorrechte, die den Klöstern gewährt wurden, und allgemein über alle frommen Werke der Mächtigen. So liest man nicht selten, daß der oder jener König oder Adlige „sich vielfache Verdienste erwarb, indem er alle heiligen Bücher mit Kupfer, Silber oder Gold abschreiben ließ“. Wozu das? Der Zweck ist klar: Für eine Abschrift der 108 Bücher der „Worte Buddhas“ und manchmal sogar der 225 Bücher der „buddhistischen Lehre“ muß ein hinreichend kostbares Material verwandt werden, wenn die Arbeit — oder deren Bezahlung — dem vornehmen Frommen als großes verdienstvolles Werk gutgeschrieben werden soll.

Goldene Tusche ist unstreitig am meisten geschätzt. Das Papier, steif und dick wie Zeichenkarton, muß mehrmals mit Indigo-Bädern behandelt werden, bis es beinahe schwarz wird. Es bekommt dann einen Glanz ähnlich wie Photo-Papier. Das Gold wird zu Pulver zerstoßen und mit einem gereinigten, farblosen Leim versetzt. Und dann macht sich ein Schwarm von erstklassigen Kopisten ans Werk, die gelbe Tusche auf das blauschwarze Papier aufzutragen. Die Arbeit ist sehr schwierig. Das Papier ist glatt und die Tusche klebrig. Es bedarf mehrfachen Nachschens, bis ein Buchstabe richtig sitzt. Aber die geduldigen Schreiber scheuen weder Zeit noch Mühe. Immer wieder verblüfft die Regelmäßigkeit der Schrift. Jeder Buchstabe ist mit der gleichen Genauigkeit und der gleichen Feinheit geformt, die Farben sind prächtig, ohne schwer zu wirken. Das gleichmäßig getönte Papier stellt die Schrift auf einen herrlichen

Untergrund. Die Schönheit der tibetischen Buchstaben kommt wunderbar zur Geltung: Gold auf Indigo. Das ist die Erfüllung und Vollendung einer tausendjährigen Tradition des ehrfürchtigen Dienstes am Buch.

Ein solches Buch ist würdig der Sprache, der Philosophie und der Dichtung, die aus seinen goldenen Zeichen zu uns redet.

VON DER MAGIE ZUR GEWISSHEIT

Zwei schwankende rote Flecke flimmerten über der sandigen Ebene, ein großer und ein kleiner. So weit dehnte sich die Ebene, und so gleichförmig zog sich der Weg dahin, daß die zwei Flecke immer an derselben Stelle in der sengenden Sonne zu verharren schienen. Zwei Reisende. Aber ohne die übliche Ladung Salz oder Wolle, ohne die Eselchen der Karawanenzüge. Nicht einmal ein Pony erleichterte ihnen das Vorwärtskommen.

Es waren ein tibetischer Priester und sein Novize. Ein Lama darf freilich nicht reiten, darf kein Tier unter seiner Last seufzen lassen. Also wanderten sie zu Fuß, ohne Hast und ohne Aufenthalt. Der Mann, fast schon ein Greis, drehte seine kleine Gebetsmühle und leierte endlos sein Om mani padme hum, die Formel, die die Sünden tilgt. Alles bewegte sich im gleichen Takt: die Schritte, die kupferne Mühle und das Gebet. Hätten sich die Filzschuhe unterwegs abgenutzt, so hätte sich auch die Formel schiefgetreten: nur das Om wäre übriggeblieben und hintendran ein paar verlorene Laute.

Auch des Kindes Hände waren nicht untätig. Aber ihm schien das Leben noch lang und die Sünden leicht. Es drehte nicht die Trommel einer Gebetsmühle, sondern ein kleines Holzkreuz um eine Achse, auf der sich Yak-Haare aufspulten und verzwirnten, aus denen der Bindfaden für seine nächsten Sandalen gemacht werden sollte. Über der Brust liefen die kunst-

gerecht verknoteten Enden eines großen Tuches zusammen, das hinter seinem gebeugten Rücken einen länglichen Gegenstand barg: ein heiliges Buch, oder vielmehr die losen Blätter, die sein Meister vielleicht brauchen würde. Von Vorräten oder Gepäck keine Spur: in jedem Dorf und jedem Haus würde man sich eine Ehre daraus machen, dem Lama und seinem Begleiter Tee und Mehl anzubieten. Und gegen die Kälte der Nacht würden ihre weiten Gewänder sie schützen, wie sie ihnen tagsüber als Schutz gegen die Sonne dienten.

Tatsächlich wurden sie im Dorfe erwartet. Es war Vollmond, der gegebene Tag, um das Haus zu reinigen. Die großen Lamas haben diesen Tag zwar Buddha als Fastentag geweiht. Aber warum Buddha, einem Heiligen, einem friedfertigen Gott? Der tut uns nichts. Lassen wir ihn also in Ruhe und beschäftigen wir uns lieber mit den bösen Geistern, die ständig darauf aus sind, uns zu peinigen, wenn wir nicht achtgeben. Dazu ist der Lama gut: mit seinen Sprüchen, seiner Musik, seinen Opfern versöhnt er die Dämonen, die Böses im Schilde führen. Der Lama ist eine Art Feuerversicherung und Pockenimpfung zugleich. So sah sich denn unser Lama, kaum im Dorf angekommen, auf einem Kissen an einem niedrigen Tisch, auf dem eine Trommel, ein Glöckchen, eine Teetasse und ein mit Mehl gefüllter bemalter Holzbecher standen. Er fing nun pflichteifrig an, tibetische und Sanskrit-Worte durcheinanderzuquirlen, sein Glöckchen zu schwingen und die Trommel zu schlagen. Bisweilen machte er eine Pause, um sich mit einem Schluck Tee oder einer Prise Mehl zu laben.

„Chospel! He, Chospel, bring das Buch!“

Der Novize trat ein, legte die Blätter auf den Tisch und ging wieder hinaus zum Würfelspiel. Es war ein lebhafter, gutgenährter Junge, aber zu ungebärdig in den Augen seines Meisters, der ihn unter erheblichem Aufwand von Kopfnüssen und Strafpredigten zu bessern trachtete. Tatsächlich liebte Chospel dieses Leben an der Seite des alten Mönchs. Daheim waren

es zu viele Kinder und zu kleine Felder gewesen. So hatte man, um dem Hunger aus dem Wege zu gehen, den Jüngsten schon mit sechs oder sieben Jahren ins Kloster geschickt. Würde er wohl ein Lama werden mit allem, was damit verbunden ist an Wissen und Macht? Nur wenige zerbrachen sich den Kopf darüber, er selbst am allerwenigsten. Ihm genügte es vollauf, dem Alten zu dienen und mit ihm die Gastfreundschaft der Frommen zu genießen. Aber ob er es wollte oder nicht, er hatte ständig Gelegenheit, die Gebräuche und Zeremonien zu beobachten, aus denen das Leben seines Lehrers bestand. Und dabei stieß er auf so merkwürdige und beunruhigende Dinge, daß er allmählich Fragen zu stellen begann. Zunächst sich selbst, dann seinem Meister.

Im ganzen freilich blieben sich die Zeremonien von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf gleich. Mochte der alte Tondup zur Entsühnung eines Hauses gerufen werden oder um dem finanziellen Wohlbefinden nachzuhelfen, mochte er zu einer Hochzeit oder zu einer Trauerfeier geladen sein, immer hatte er es mit den Dämonen, den Geistern, den Teufeln zu tun, mit Feen, Kobolden oder Gespenstern. Und es gibt einfach nur zwei Wege, um mit diesen Wesen umzugehen: die, die sich vertreiben lassen, muß man vertreiben und die andern besänftigen. Mit geschwungenem Dolch, mit erhobenem Zepter (das den Blitzstrahl darstellt) und mit Verwünschungen kann man den bösen Geist bannen, der es sich in den Kopf gesetzt hat, das Haus zu zerstören, oder den Teufel, der drauf und dran ist, sich der Seele eines Verstorbenen zu bemächtigen. Mit ein bißchen geopfertem Teig oder ein paar Tropfen Wasser oder mit hingemalten krausen Zauberzeichen kann man den Kobold freundlich stimmen, der das Vieh krank macht, oder die böse Fee, die den Neuvermählten ein schlimmes Schicksal bereiten will.

Nach mehrwöchiger Wanderschaft kehrte der Lama ins Kloster zurück. Ins Kloster? Eher in eine Stadt. Taschilunpo, wo-

hin Chospel von seinen Eltern geschickt worden war, besteht aus einer ganzen Anzahl Gäßchen, die links und rechts von Zellen eingefaßt sind. Hier leben drei- oder viertausend Menschen, die ihre Gebete sprechen und an den großen Zeremonien teilnehmen. Als frommer Mönch widmete sich Tondup täglich der „Meditation der vier Jahreszeiten“. Drei Monate lang wiederholte er morgens und abends eine Reihe von Gebeten. In den drei nächsten Monaten trat der Fußfall vor seinem Götterbild an die Stelle des Gebets. In der darauffolgenden Jahreszeit brachte er zweimal täglich Opfer dar, die aus Reiskörnern bestanden und in Kreisen ausgelegt, die Welt darstellten. Danach wiederholte er mit Ausdauer eine hundertfache unverständliche Lautfolge. Täglich beobachtete ihn Chospel mit gleicher Ehrfurcht und gleicher Verwunderung. Und wie verwunderte er sich erst, als er seinen Meister dabei überraschte, wie er mit erhobenem Kopf, halbgeschlossenen, stieren Augen und völlig erstarrtem Körper in der tiefen Meditation verharrete, aus der kein Lärm ihn ablenken konnte!

Um sich von diesem feierlichen Meister zu erholen, streunte Chospel mit anderen Novizen durch die Gassen oder trieb sich bei dem prächtigen Palast mit dem goldenen Dach herum, der den Mittelpunkt der kleinen Klosterstadt bildet. Dort residiert der Pantschen-Lama, der Priester und Heilige, den alle Tibeter als einen auf Erden lebenden Gott verehren. Viele Persönlichkeiten werden als Heilige verehrt, die zur Erbauung der Menschen gestorben und im Fleisch wieder erschienen sind. Aber der Pantschen-Lama von Taschilunpo und der Dalai-Lama von Lhasa werden regelrecht angebetet und mit einem unglaublichen Prunk umgeben. Nur hochgestellte Personen können an den Feierlichkeiten zu Ehren des Gottes von Taschilunpo teilnehmen, aber Chospel bekam den Großen Lama und seinen Hofstaat einige Male zu Gesicht, und wenn es ihm nicht glückte, begnügte er sich damit, die Kostüme der minder Vornehmen und der Diener zu bewundern.

Immerhin muß man sich im Kloster fleißiger ans Studium halten als unterwegs. Zunächst hieß es lesen lernen — ein langwieriges Geschäft, zumal Chospel sich darauf beschränkte, die Silben aufs Geratewohl daherzuplärren, nur darauf bedacht, durch anhaltendes Gebrumm zu beweisen, daß er keine Schläge verdiene. Dann gab man ihm ein Buch in die Hand und befahl ihm, einige Kapitel daraus auswendig zu lernen. Auf das erste Buch folgte ein zweites, darauf ein drittes; sämtliche enthielten Zauberformeln nebst Gebrauchsanweisung und Angaben über die Aussprache. Zugleich mit den Zaubersprüchen muß man die Zeremonien lernen mit den bestimmten dazugehörigen Gebärden, muß mit den heiligen Geräten umgehen lernen, mit Dolch, Tamburin, menschlichem Gebein, Trompete und Federhut. Dieser Art ist hauptsächlich der Unterricht, den die Novizen von Taschilunpo empfangen: eine verwickelte Zauberkunst, der Tantrismus, der aus dem mittelalterlichen Indien stammt und dessen Hauptzweck darin besteht, die Welt vor den bösen Mächten zu schützen, die ihre Feinde sind. Außer diesen Gebräuchen brachten Tondup und andere Lehrer den Novizen die Grundlehren des Buddhismus bei: die Eitelkeit der Welt, die zahllosen Wiederverkörperungen der Seele in allen möglichen irdischen Formen, die guten und schlechten Taten, die das einzige Gepäck der Seele sind und ihr jeweils leichtes oder schweres Leben bestimmen, und vor allem jenes Paradies des Nirwana, aus dem die Seele nicht mehr zur Erde zurückzukehren braucht, weil sie nun im Nichts schlummern darf.

Chospel empfing diesen ganzen Unterricht anfangs ohne innere Beteiligung. Dann versuchte sein geweckter und nachdenkender Geist Unterschiede zu machen und das Langweilige vom Interessanten zu trennen, und allmählich kam er dahinter, daß dieser ganze Zauberkram mit den großen Gedanken Buddhas gar nichts zu tun hatte. Während die meisten Lamas und Novizen ihre Zeit mit lärmenden Zeremonien verträdelten, in de-

nen sie ihren Daseinszweck erblickten, grübelte er, kaum zum jungen Mann geworden, immer tiefer über jene großen Fragen nach, die Buddha gestellt und vielleicht gelöst hatte: über das Leben, den Tod, das Leiden und seine Ursachen. Nach einiger Zeit war sein Geist so weit in dieser Richtung vorgedrungen, daß das große Kloster Taschilunpo ihn zu ersticken drohte. Diese ungeheure Maschinerie von Zauberern und Hexenmeistern erschien ihm falsch und lächerlich. Warum sollte er seine Zeit damit vertun, sich von all den Dämonen zu befreien, von denen die Welt bevölkert ist, wenn es doch ein Mittel gibt, sich von der Welt selbst zu befreien und so zum ewigen Heil zu gelangen? Erlösung! Erlösung von der Welt, vom Leiden, von dem eintönigen und endlosen Kreis der Seelenwanderung auf Erden und in der Hölle! Dahin ging Chospels tiefe Sehnsucht. Und von da ab nahm er den Beinamen „Pardod“ an, „Der nach dem Jenseits Strebende“.

Diese geistige Wandlung blieb seinen Lehrern nicht verborgen, und sobald aus dem Novizen ein einfacher Mönch wurde, ein „Tapa“, gestatteten sie ihm, das große Kloster zu verlassen, um auf einer Pilgerfahrt nach den heiligen Stätten des Buddhismus zu tieferen Einsichten zu gelangen. Mit ein paar Kleidern, seinem Rosenkranz und einigen frommen Büchern als einzigem Gepäck, wandte er den Ebenen Tibets den Rücken und schlug den Weg zum Himalaja ein. Er überstieg die furchtbare Gebirgskette östlich des Mount Everest, wo sie die geringsten Schwierigkeiten bietet, und gelangte vier Wochen später in das kleine Königreich Sikkim. In diesem buddhistischen und trotz seiner Lage im Süden des Hochgebirges ausgesprochen tibetischen Land wurde er freundlich empfangen und genoß überall die Gastfreundschaft der Klöster. Nun aber wurde seine Wanderung mühseliger. Je weiter er in das indische Tiefland hinabstieg, desto mehr machten ihm Hitze und Regengüsse zu schaffen, die für den Bewohner der hochgelegenen Wüsten ein wahres Schrecknis bedeuten. Und die Hindus zeigten sich we-

nig rücksichtsvoll, gewährten ihm nur selten Gastfreundschaft und hatten so gut wie nie Verwendung für die Dienste eines Unreinen, der ihre religiösen Bräuche nicht achtet. Chospel hatte sich anderen tibetischen Pilgern angeschlossen, aber mehrere von ihnen erlagen der Hitze oder dem Hunger, und als die Überlebenden vom Fieber heimgesucht wurden, blieb ihnen nichts übrig, als sich zu trennen, um die todbringende Ansteckung zu vermeiden. So wanderte er allein seine Straße, wie seine Umstände und die Stimmung der Bevölkerung es fügten, und durchstreifte mehrere Gegenden Nordindiens. Es gibt Tausende, vielleicht Hunderttausende solch elender, abgezehrter Pilger, die hier durch die Lande ziehen bei entnervender Sonnenglut oder entsetzlicher, feuchter Schwüle, in der alle Krankheiten gedeihen. Alle streben dem Ganges zu, dem heiligen Fluß der Hindus und der Buddhisten, dessen Fluten alle Sünden wegspülen und an dessen Ufern man einen sanften Tod findet.

Unter all den Gedenkstätten und Heiligtümern, die Chospel auf den Spuren Buddhas und seines Apostels Pemajungne (des Bekehrers der Tibeter) besuchte, war Gaya der bedeutendste Ort. Hier sah er den Feigenbaum, unter dem Buddha saß, als die Erleuchtung über ihn kam und er das Elend der Welt erkannte sowie das Mittel, ihm zu entgehen: die Meditation. Aber Chospel war nicht ganz befriedigt und begab sich nach Benares, der Stadt, in der Buddha seine erste Predigt hielt und seine ersten Jünger um sich sammelte. Chospel brauchte mehrere Tage, um die ganze Stadt zu umschreiten, indem er sich bei jedem zweiten Schritt zu Boden warf.

Bleich und ausgemergelt von seiner zweijährigen Pilgerfahrt in der unerträglichen Hitze Indiens, wanderte er nordwärts und kehrte in seine Berge zurück. Dort stand ihm noch die größte Pilgerschaft bevor, die mühsamste und verdienstlichste: die nach dem Berge Kailas. Ganges, Indus und Brahmaputra, die drei berühmtesten Flüsse Indiens und drei der größten Ströme der Welt, entspringen in der Nähe des Kailas, einer

6000 Meter hohen Pyramide mit außerordentlich regelmäßigen und abschüssigen Flanken. Davor befindet sich der See Manasarowar, auch er eine heilige Stätte. Er ist fast ständig zugefroren, so kalt und ungestlich ist diese Gegend. Hier ist der Mittelpunkt der Welt, die wahre Hochburg der Hindus und der Buddhisten.

Um zum Fuß des Kailas zu gelangen, bedarf es einer langen, mühseligen und abenteuerlichen Reise. Aber das ist den Pilgern noch nicht genug. Eine Besteigung des Berges kommt zwar nicht in Betracht. In der wie Tibeter kommen hierher, um den Thron der Götter anzubeten, nicht um ihn zu besteigen. Sie würden sich sogar jedem derartigen Versuch widersetzen. Nein, die Wallfahrt ist sehr viel bescheidener und doch zugleich schwieriger als ein Aufstieg zum Gipfel, und Chospel unterwarf sich einer erschreckenden Prüfung: er warf sich zu Boden, stand auf und trat dorthin, wo sein Kopf den Boden berührt hatte, faltete die Hände über dem Kopf und sang eine Gebetsformel, dann warf er sich, so lang er war, von neuem nieder, um wieder aufzustehen und so fort ins Unendliche. Ein kräftiger und willensstarker Mann kann es auf diese Art, wenn er sich alle zwei Schritte niederwirft, in einem Tage auf einen Kilometer und mehr bringen. Chospel zwang sich wie viele andere, den Kailas in dieser Weise zu umkreisen. Er brauchte dazu einen Monat. Einen Monat lang sich niederwerfen und wieder aufstehen, pausenlos vom Morgen bis zum Abend! Einen Monat lang durch Täler und Geröllfelder kriechen, über Wildbäche, Grate und Firnschnee!

Um ein wenig gegen die beißende Kälte und die Steine gefeit zu sein, hatte sich Chospel lederne Handschützer sowie Knieleder angefertigt. Einige seiner Gefährten, die weniger vorsichtig gewesen waren, trugen alsbald derartige Abschürfungen oder so gräßliche Frostbeulen an den Händen davon, daß sie ihr Vorhaben aufgeben und die Gastfreundschaft des Klosters am Seeufer erbitten mußten.

Als das Martyrium überstanden war, trennten sich die Wallfahrer. Chospel zögerte lange. Sollte er ostwärts dem weiten Tal des Brahmaputra folgen und nach Taschilunpo zurückkehren? Nein, er wandte seiner Heimat den Rücken und zog das steinige Tal des Indus hinab.

Aber je weiter er kam, desto freundlicher wurde das Tal. Statt der Nomadenzelte fand er steinerne Hütten und später kleine Häuser aus rohen Ziegeln. Die Pilgerschaft war zu Ende. Chospel suchte nach einer dauernden Wohnstätte. Ab und zu warf er einen prüfenden Blick nach den Klöstern auf den fernen Felskuppen. Aber dort wohnten meist Mönche mit roten Mützen, Mönche der untersten Stufe, die zu sehr auf materielle Güter aus waren. Warum sollte sich ein Mönch im gelben Hut von Taschilunpo, dem wegen seiner Zucht und seiner Lehre berühmten Kloster, dazu herablassen, unter diesen Leuten zu leben, die mit seinem Orden nichts gemein hatten und oft Trunkenbolde und zumeist verheiratet waren?

Nach vierwöchiger Reise gelangte er nach Leh. Wer von den Hochebenen kommt, dem erscheint Leh als ein Garten Eden, eine Stätte des Luxus. Chospel jedoch hielt sich hier nicht auf. Zu viele Klöster waren da, zu viele Lamas und Bettelmönche, Zauberer und Einsiedler. Er wanderte weiter das Industal hinab und erreichte bald das letzte zivilisierte Dorf.

„Und was kommt dann?“

„Nichts, Verehrungswürdiger!“

„Wieso nichts?“

„Die Brokpa . . .“

Dort, wo sich der Indus hundert Kilometer weit durch riesige Schluchten windet, lebt in einem Dutzend verstreuter Dörfer beiderseits des Stromes eine Bevölkerung, die sich von allen umwohnenden Stämmen unterscheidet und von ihnen verachtet wird. Die Brokpa haben nicht das flache mandeläugige Gesicht der Mongolen. Sie sprechen nicht tibetisch, sondern einen ganz eigenartigen Dialekt. Auch ihre Lebensauffassung ist eine ande-

re, denn sie rühren weder Milch noch Eier an. Sie stammen von einem indoeuropäischen Stamm ab, den Dard, die vom Pandshab her indusaufwärts nach Gilgit wanderten, sich dort festsetzten und sich nachher den Fluß entlang weiter ausbreiteten. Sie brachten den tibetischen Nomaden den Ackerbau, wurden dann aber von allen Seiten mit Waffengewalt zurückgedrängt bis in die großen Schluchten. Chospel wußte wenig von den Brokpa und wollte sie kennenlernen. In seinem Eifer hoffte er, ihnen die Religion der Lamas bringen und sie bekehren zu können.

Wo wohnt man in einem fremden Dorf? Chospel hatte keine Schwierigkeiten. Sein weites rotes Gewand und sein gelber Hut kennzeichneten ihn schon von weitem als Lama, und obgleich sie keine Buddhisten waren, bezeugten ihm die Brokpa Achtung und Interesse. Er erfuhr alsbald, daß man im Dorfe Hanu sich sogar glücklich schätzen würde, wenn er sich dort niederließe, um die Dämonen in Schach zu halten. Etwas oberhalb des Dorfes fand er eine Hütte, ließ sich von einem Bauern einen Topf geben, den er auf drei Steine setzte, taufte das Ganze sein „Haus“ und sich selbst Einsiedler.

An Arbeit fehlte es nicht. Da Chospel der einzige Priester im Dorfe war, hatte er gleich in den ersten Tagen alle Zauberbüchlein und Teufelsaustreibungen zu vollziehen, die er im Kloster gelernt hatte. Die Gegenleistung bestand aus ein paar Nahrungsmitteln. So sehr sie selbst von den Buddhisten verachtet wurden, hatten die Brokpa tatsächlich ein allen Göttern geweihtes Heiligtum, das nicht weit von dem ihrer Nachbarn lag und von wohlwollenden wie bössartigen Gottheiten bewohnt wurde, die schon vor der Einführung der indischen und persischen Religionen da waren und die weder der Buddhismus noch der Islam hatten vertreiben können. Ehe er sich's versah, war Chospel, halb aus Überzeugung und halb aus Mitleid, zum großen Teufelsaustreiber der Brokpa geworden. In kurzer Zeit gelangte er in der ganzen Nachbarschaft zu Ruf und Ansehen. Diese paar Dörfer sollten seine zweite Heimat werden, der

sichere Hafen, in den er zurückkehren sollte nach dem menschlichen und geistigen Abenteuer, das seiner harrte.

Wanderlustig wie sein ganzes Volk, dachte Chospel gar nicht daran, Schuhe und Wanderstab abzulegen, nur weil er einen Platz in der menschlichen Gesellschaft gefunden hatte. Drei Jahre führte er dieses friedliche Leben, dann trieb es ihn von neuem auf eine Pilgerreise, die das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden und ihn nach der Kapelle des Schutzherrn der Drei Welten führen sollte, wo er sich der Sonne und der freien Weite auf den Pässen oder in den Oasen des Himalaja zu erfreuen gedachte.

Er zog wieder den Indus hinauf bis nach Leh. Hier, in der Handelsstadt, sammelte er einige Pilger, um sich mit ihnen gemeinsam in die Einsamkeit der Bergpfade zu wagen, die von Leh über die Himalaja-Ketten nach Indien führen. Dann begann der Marsch durch die Schluchten und über die sturmtostesten Pässe. Auf der höchsten und mühsamsten Strecke vollzog sich der Übergang ohne besondere Ereignisse. Aber als es auf der indischen Seite abwärts ging, im Bezirk Lahul, wo buddhistische Tibeter wohnen, sehr ähnlich denen von Ladakh, wurde Chospel krank. Zwei oder drei Tage lang vermochte er mit seiner Karawane Schritt zu halten bis hinter das Dorf Kyelang, in dem sich eine Mission befand.

Am folgenden Tag mußte die Karawane haltmachen: der Lama konnte nicht mehr weiter. Man lagerte sich an einem Rinnsal unter einem Baum, und Chospel begann zu fasten, um das Fieber zum Weichen zu bringen. Ein Tag, zwei Tage vergingen, ohne daß sein Zustand sich besserte. Halblaute Gespräche gingen um. Plötzlich, mit der unbewußten Grausamkeit, die in Mittelasien mit religiösen Grundsätzen und buddhistischer Mitleidsmoral vereinbar scheint, brachen die Pilger das Lager ab und ließen ihren Priester unter mancherlei Respektsbezeugungen unter dem Baum auf dem steinigem Pfad liegen.

Bauern kamen vorbei. Da sie eine ansteckende Krankheit

fürchteten, wichen sie scheu zur Seite und murmelten ein Gebet. Der Tag ging vorüber, es kam die Nacht. Als ihn der Hilfsprediger von Kyelang am folgenden Morgen fand, war der Lama mehr tot als lebendig.

Ein armer Hilfsprediger war es, ein Mann ohne Bildung, der zu seinem Schaden die Zeit damit verträdelte, die Europäer nachzuäffen, ein Mann, der aus fürchterlichem Geltungsdrang gerne endlose Worte und unverdaute Gedanken von sich gab! Gewiß hielt er Chospel zunächst eine herzbrechende Predigt. Aber er nahm ihn zu sich.

Kaum wiederhergestellt, sah sich Chospel in lebhafte Diskussionen mit dem heillosen Schwätzer verwickelt. Der Lama von Taschilunpo brauchte nicht lange, um sich über die Gedankenarmut und die fadenscheinige Logik des Hilfspredigers klarzuwerden. Aber das änderte nichts an der Tatsache, daß dieser Tibeter, ungeachtet der Ansteckungsgefahr und ohne Mühe und Kosten zu scheuen, ihn pflegte und beherbergte. Chospel begann eine andere Art von Größe zu ahnen, die hinausreichte über die abstrakten Begriffe des Buddhismus. Und hinter all dem Wortschwall, dank einer menschlichen Tat, enthüllte sich ihm die Person Jesu. Er bat um die Taufe.

Was soll ein getaufter Lama mit sich anfangen?

Seitdem er die buddhistischen Riten nicht mehr vollzog, war Chospel ohne Broterwerb. Man versuchte, ihn in die kleine kirchliche Gemeinschaft einzufügen und übertrug ihm untergeordnete Arbeiten auf der Mission: Briefe austragen, den Garten gießen, die Schule ausfegen . . . Einige Monate lang ertrug er dieses armselige Leben, dann wurde er allmählich ungeduldig, und man konnte merken, daß er es auf der Station nicht mehr lange aushalten würde. Der Missionar wollte ihn um jeden Preis unter seinem Einfluß behalten, und schließlich wurde Chospel wohl oder übel Lehrer des Tibetischen für Europäer.

„Hochweiser Missionar, der Erntemonat rückt heran in meinem Land, in Brok . . .“

„Aber Brüderchen, fühlst du dich nicht glücklich bei uns?“

„Kostbarer Leib, ich muß nachsehen, ob in meinem Haus noch alles in Ordnung ist. Ich komme so bald wie möglich zurück . . .“

„Die lange Reise kannst du dir sparen. Ich schreibe meinem Amtsbruder in Leh, daß er dir dein Hab und Gut herschickt.“

„Ich möchte meinen Freunden guten Tag sagen . . .“

Es war nichts zu machen. Chospel wandte der Station den Rücken und machte sich mit einem Bündel auf der Schulter auf nach den Pässen und den Hochebenen.

Trotz der großen Entfernungen und der Einsamkeit spricht sich im Himalaja alles herum. Karawanenführer, Pilger und Wanderhirten verbreiten ihre Neuigkeiten von Tal zu Tal. Noch ehe Chospels Freunde ihn wiedersahen, wußten sie Bescheid über seinen Aufenthalt in Kyelang und über seine Taufe. Trotzdem empfingen sie ihn, als wäre nichts geschehen, das heißt sie veranstalteten ein Festmahl nach dem andern und erwiesen ihm jede Ehre, die einem Lama gebührt. Dann bezog er wieder seine Hütte, als sei er von einer zweitägigen Reise zurückgekehrt, und lebte fortan vom Ertrag eines Feldes, das er am Rande der Oase eingebeudet und bewässert hatte. Ein- oder zweimal wurde er aufgefordert, seine früheren Riten zu vollziehen, aber er lehnte ab. Die Brokpa hatten sich seit Monaten daran gewöhnt, ohne ihn auszukommen, und sahen in ihm bald nur noch einen Kleinbauern wie die andern.

Hier haben wir das Beispiel eines Bekehrten, der von seiner früheren Umgebung wieder vorbehaltlos aufgenommen wird. Und dabei handelte es sich noch dazu um einen ehemaligen Lama. Diese Rückgliederung war möglich, weil sie von ihm gewollt war und weil keine priesterliche oder sonstige tibetisch-buddhistische Obrigkeit gegen seine Bekehrung einschritt.

Aber nach einiger Zeit sollte Chospel abermals von sich reden machen. Er hat uns niemals anvertraut, was in ihm vorgegangen war, und vielleicht war es ihm selbst nicht ganz klar.

Er beschloß eines Tages, in seinem Dorf eine Schule zu eröffnen. Als er den benachbarten Häuptlingen davon erzählte, stieß er auf wenig Begeisterung: Während ihre Untertanen völlig ungebildet waren — die Mundart der Brokpa wird nicht geschrieben —, konnten sie selbst tibetisch lesen und schreiben und fanden es nicht so übel, sich diese Überlegenheit zu bewahren. Immerhin erklärten sie sich bereit, ein oder zwei Kinder aus ihren Dörfern zur Schule zu schicken.

Die Frage der Finanzierung war schnell geregelt: Die Kinder würden ihrem Lehrer hin und wieder einen Kohlkopf oder eine Ziege mitbringen. Kein Mensch erwog den Gedanken an ein Schulgebäude. Ein Vordach mußte genügen. Chospel schrieb an den Missionar und bat ihn um 25 Rupien „zur Gründung einer Schule“. Lächelnd gewährte man ihm die erbetene Summe, von der er die paar notwendigen Balken anschaffte.

Und dann fing Chospel zu unterrichten an: Buchstabenmalen auf Schiefertafeln, Lesen der religiösen Broschüren, mit denen ihm die Mission die Taschen vollgestopft hatte. Die Kinder, die man ihm schickte, waren hauptsächlich Söhne der Armen und Enterbten. Da sie weder Feldarbeit zu verrichten noch Herden zu hüten brauchten, hatten sie Zeit zum Studieren . . .

Zwei Jahre später erschien Chospel plötzlich wieder auf der Station. Er machte in jeder Beziehung den Eindruck eines Gelegenheitschristen. Der Missionar wollte wissen, woran er mit ihm war, und nahm ihn mit auf eine Reise. Vier Wochen lang streiften sie durch das Land, von Tal zu Tal, von Dorf zu Dorf. Fast auf jeder Rast sagte Chospel sein Glaubensbekenntnis auf, suchte er sein Glück begreiflich zu machen. Bei zufälligen Begegnungen und vor allem im Kreis der Familien, die sie nach alter Sitte gastlich aufnahmen, ließ er sich kaum eine Gelegenheit entgehen, durch eine Bemerkung, durch eine Frage zu bezeugen, wie sehr sein ganzes Leben von Christus erfüllt war. Das Ansehen, das ihm von seiner Lamawürde geblieben war, aber auch sein Wissen und seine Ungezwungenheit gaben seinen Worten besonderes Gewicht.

Chospel hatte sich an den Missionar gewandt in der Absicht, diesen mit den Brokpa in Verbindung zu bringen. Eine merkwürdige Hartnäckigkeit bei diesem Mann, der sich außerstande fühlte, einer fremden Rasse in fremder Sprache das Evangelium zu verkünden, und der sich dennoch einem ganzen Volk gegenüber verantwortlich fühlte. Als er spürte, daß er das Vertrauen des Weißen gewonnen hatte, setzte er diesem auseinander, worauf er hoffe und warum er glaube, daß dieser Stamm am Rande des tibetischen Buddhismus bereit sein könnte, insgesamt die Taufe zu empfangen.

Die Missionare entschlossen sich zu einem Versuch. Zwar konnten sie nicht selbst in das abgelegene Tal gehen, aber sie schickten Chospel nebst einigen Hilfspredigern, die sich in den Dörfern der Brokpa niederließen. Im Frühling beehrten einige die Taufe. Aber sie machten dabei einen so kühlen und verschlossenen Eindruck, daß ihnen die tibetischen Christen nicht über den Weg trauten und Chospel sie verteidigen mußte:

„Ihr versteht sie nicht“, sagte er. „In ihrem Innern brodelte es, aber man sieht es diesen Leuten nie an. Alles geht hinter ihrem Gesicht vor sich. Aber ich verstehe sie schon!“

Der Rückschlag ließ nicht lange auf sich warten. Die Buddhisten hatten stets nur Verachtung für die Brokpa empfunden, aber seitdem sie von den Bekehrungen hörten, strömten ihre Mönche zu Dutzenden herbei und sparten nicht mit Anschwärmungen, Versprechungen und sogar Drohungen. Die Hilfsprediger fanden keinen Zulauf mehr, ja man ging ihnen aus dem Weg. Die Kinder kamen nicht mehr zur Schule. Chospel wurde von seinen Nachbarn geschnitten. Sie griffen zu allen möglichen Ausflüchten, um ihm keine Milch und keinen Brennstoff mehr zu verkaufen, und brachten einen regelrechten Boykott zustande. Eines Nachts wurde das Wasser des Kanals so umgeleitet, daß es begann, die Lehmmauern seines Hauses zu unterspülen und wegzureißen . . .

Die Mission bei den Brokpa endete mit einem völligen Fehl-

schlag, wie es deren mehr als genug gegeben hat auf dem harten Granitboden des Himalaja. Chospel konnte sich in der Gegend nicht mehr halten, doch er blieb dem eingeschlagenen Wege treu und zog, nunmehr als beamteter Hilfsprediger, von Dorf zu Dorf, um das Evangelium zu predigen.

Eines Tages wurde seine Karawane bei dem Weiler Tsarap durch einen angeschwollenen Wildbach aufgehalten. Die Pferde witterten die Gefahr und weigerten sich, den Marsch durch die schaubespritzten Granitblöcke fortzusetzen. Nirgends fand sich eine Stelle, wo die Pferde bereit gewesen wären, beritten durch ruhiges Wasser zu schwimmen. Schließlich stieg Chospel ab und entkleidete sich. Das eisige Wasser ließ seine Zehen erstarren, und er vermochte sich kaum auf den schlüpfrigen Steinen aufrecht zu halten. Solange ihm das Wasser nur bis zu den Knien reichte, kam er rasch vorwärts. Aber dann stieg ihm die Flut bis an die Oberschenkel, und zugleich wuchs der Wasserdruck. Er mußte sich gegen seinen Stab stemmen und langsam Fuß vor Fuß setzen. Die Flut stieg immer mehr. Eiskälte drang ihm unter die Haut, und der Druck wurde so stark, daß er stehenbleiben mußte.

Als er wieder einen Schritt tun wollte, schwankte er und fand nur mit großer Anstrengung das Gleichgewicht wieder. Die Zeit verstrich. Er war völlig erschöpft und beschloß umzukehren.

In dem Augenblick, da er sich umdrehte, versagten ihm die Muskeln den Dienst. Die Beine wurden ihm unter dem Leib weggerissen, und er stürzte in den Strom, der ihn pfeilschnell davontrug. Er schrie weder „Mutter!“ noch „Om mani padme hum“, sondern man hörte ihn beten: „Jesus, rette mich!“

Eine Gegenströmung warf ihn auf einen Felsen. Das Unglaubliche geschah: der Fels war nicht vom Wasser glattgewaschen, und Chospel konnte sich mit letzter Kraft an seinen rauhen Stellen und Spalten anklammern, bis Hilfe kam. Er hatte nur ein paar Rippen gebrochen.

Und dennoch war es dem unermüdlichen Pilger und Wanderprediger beschieden, unterwegs den Tod zu finden. Aufrecht. Am Ausgang eines Dorfes, in dem er von seiner einzigen Gewißheit gesprochen hatte.

RELIGIÖSE MALEREI

Der Farbensinn scheint den Tibetern angeboren zu sein. Malereien schmücken die Wände, die niedrigen Tische sind mit buntschimmernden Teppichen bedeckt, die Hauptsäle der Klöster bis in den letzten Winkel mit allerlei Zierrat ausgestattet. Die Bildwerke, die gewöhnlich aus Erde oder Ton hergestellt werden, sind von oben bis unten bemalt, mit Brokat bekleidet und mit Rubinen, Türkisen und Opalen besetzt, die die Augen, die Stirnreife, die Nägel darstellen.

Die Maler, zumeist Mönche, bevorzugen religiöse Themen. Überhaupt besteht ein enger Zusammenhang zwischen der Malerei und dem Buddhismus der Lamas. Die Wahl des Materials, die günstigste Zeit für den Beginn eines Werkes, die Auffassung der Gegenstände und die Maßverhältnisse der Teile, alles das ist in den heiligen Büchern und in überlieferten Regeln festgelegt, an die sich die Künstler getreulich halten. Die religiöse Bedeutung dieser Werke kommt darin zum Ausdruck, daß die meisten in aller Form geweiht werden und als heilig gelten. Den berühmtesten schreibt das Volk einen übernatürlichen Ursprung zu: Sie haben sich selbst geschaffen oder sind vom Himmel gefallen.

Obwohl der Vorwurf nur selten originell ist, verleihen die Sicherheit des Strichs und das Zusammenspiel der Farben den Bildern häufig einen echten künstlerischen Wert. Der Stil geht hauptsächlich auf chinesische Einflüsse zurück. Darauf deuten die Nüchternheit, die allgemeine Behandlung der Köpfe und

die große Rolle, die die Natur darin spielt: Wolken, Wasser und Bäume. Die Motive jedoch, die hier auf chinesische Art behandelt sind, stammen aus Indien. Um sie zu verstehen, muß man über die buddhistischen Vorstellungen Bescheid wissen, über die figurenreiche Götterwelt, der die Sittenlehre Buddhas zugrunde liegt, und über die Zauberbräuche, die in der Welt der Hindus zu Hause sind. Sogar bestimmte Einzelformen haben den Weg über den Himalaja gefunden; so wird das träumerische Auge genau wie in der indischen Plastik dargestellt, indem man das Augenlid wie eine anmutige Lippe nach innen zieht.

Dank der außerordentlichen Trockenheit in diesen Höhen kommt die Wandmalerei mit einer sehr einfachen Technik aus: selbst die gewöhnlichste Farbe kann unmittelbar auf eine Kalktünche aufgetragen werden. Ich habe eine offene Grotte gesehen, deren Wände mit Fresken in Wasserfarben überzogen waren. Die Bilder stammten aus unvordenklichen Zeiten und waren nur an einer oder zwei Stellen etwas schadhaf geworden. Gemälde werden auf Baumwolle, manchmal auch auf Seide gemalt. Der Stoff wird über einen Holzrahmen gespannt und mit einer dünnen Stärkeschicht versehen. Die Oberfläche wird einfach mit einem Kiesel geglättet. Einige für den Bildaufbau wichtige Linien — Achsen, Diagonalen, Kreise — sind durch einen in Holzkohle geschwärzten Faden vorgezeichnet. Umrisse werden mit Zeichenkohle skizziert oder durch eine Papierschablone mit eingestochenen Löchern übertragen. Zum Malen benützt man feine, geschmeidige Haarpinsel. Ein mir befreundeter Maler pflegt geradezu liebevoll eine alte Ziege wegen ihres unvergleichlich geschmeidigen Haars! Die Farben wurden früher aus Pflanzen und aus Gestein gewonnen, jetzt bezieht man sie in Pulverform aus China oder Indien und rührt sie in einem sehr dünnflüssigen Leim an.

Feste und lange Linien betonen die Konturen. Mit zusammenhängenden, weichen Linien werden die Körper sowie die

Gewandfalten wiedergegeben, die die weitausholenden Gebärden unterstreichen. Eine große und gebieterische Bewegung wird durch gerundete Lenden und Arme und flatterndes Haar verdeutlicht.

Um die zentralen Bildgegenstände herum gibt es nur sehr wenig Beiwerk. Der Künstler geht nicht auf malerische Wirkungen aus und läßt die Gestalten, an die die Meditation anknüpfen soll, lieber im leeren Raum voll zur Geltung kommen. So wird etwa, um einem rasenden Ungeheuer ein figürliches und geistiges Gegengewicht zu geben, mit bewundernswertem Feingefühl lediglich an geeigneter Stelle ein Granitblock hingestellt als Sinnbild der unzerstörbaren Weisheit, die alle Dämonen und Menschen überdauert.

Die Farben sind lebhaft und sehr kontrastreich, dabei aber so glücklich aufeinander abgestimmt, daß sie nie schreiend wirken. Dieses Zusammenspiel warmer und leuchtender Farbtöne in Rot, Gold, Grün und Violett, deren Flächen man lieber durch begrenzende Linien als durch spielende Schatten gegeneinander absetzt, hat etwas so Entscheidendes, Strahlendes und zugleich Schlichtes, daß es mich seltsam an die Technik und Wirkung unserer besten Glasmalereien erinnert.

Und steht diese Malerei nicht im Einklang mit den weißen und ockerfarbenen Gipfeln vor tiefblauem Himmel, mit den machtvollen und kargen Linien des Himalaja, in dem der Künstler sein Leben verbracht hat und dem er seine Eingebungen verdankt?

Die bedeutungsvollste Aufgabe, die sich die Malerei stellt, ist die Darstellung des „Lebenskreises“. Es geht darum, die Schrecken der Wiederverkörperungen derer zu zeigen, die an diesem Leben hängen, und das vielgestaltige Elend, das dieser Welt beschieden ist im Gegensatz zu dem glückseligen Hindämmern im Nirwana. Dieser Grundgedanke des Buddhismus wird durch ein Rad versinnbildlicht, das von den Krallen und Zähnen

des Ungeheuers „Lebensfreude“ gehalten wird. Auf die Nabe sind eine Taube, eine Schlange und ein Schwein gemalt, die Sinnbilder der Leidenschaft, des Zorns und der Unwissenheit, der drei Laster, die das Rad in Bewegung halten.

Das Rad ist in sechs Sektoren geteilt, deren jeder einen Zustand des Weltlebens darstellt. Da sieht man den Lebensüberdruß der Götter in ihrem Paradies (als Gefangene des Kreises sind auch die Götter sterblich), den Zorn der Halbgötter, die zum Paradies hinaufzuklimmen suchen, Krankheit und Alter der Menschen, die Qual der Tiere, das Leiden des Tantalus (mit zugeschnürter Kehle) und die Schrecken der sechzehn Höllen. Als Gegenfigur zu dieser Anhäufung gequälter Leiber sieht man Buddha abseits des Kreises sitzen, von dem er befreit ist. Er lächelt und deutet mit dem Finger auf den Weg zum Glück. Eine ganze moraltheologische Lektion ist hier zusammengefaßt. Für den, der sich die Mühe macht, in alle Winkel hineinzuleuchten, ist es zugleich eine Zeichenlektion: Haltung und Ausdruck dieser Hunderte von armen Schuften sind mit einer Kunst wiedergegeben, die einem jeden einen besonderen Charakter verleiht und die Verschiedenheit des Erlebens bewundernswert zum Ausdruck bringt. Ich muß gestehen, am meisten hat es mir die Hölle angetan! Auf diesem Gebiet entwickeln die Tibeter eine beachtliche Meisterschaft, indem sie etwa noch zur Strafe des Röstens allerlei Formen des Ausweidens hinzuerfinden und sogar erfrorene Füße und gräßliche Frostbeulen. Bisweilen stößt man auf geradezu schnurrige Einfälle. Ich muß immer lächeln, wenn ich die Grimassen und Verrenkungen der armen Burschen sehe, die da längelang durchgesägt oder zwischen zwei Felsen zerquetscht werden, um im Handumdrehen zu neuem Leben zu erstehen und wieder von vorn anzufangen.

Die sonstigen Fresken und Gemälde sind meist Bildnisse. Auf den ersten Blick könnte es scheinen, daß die Buddhisten — ja, auch sie! — innerhalb ihres künstlerischen und religiösen Horizonts nur zweierlei Erscheinungen kennen: die Guten und die

Schlechten, dargestellt durch den Typ des lächelnden Träumers und den des gefährlichen Wilden. Die Erleuchteten sieht man wie Fürsten auf Blumenthronen sitzen. Sie haben junge und völlig ebenmäßige Gesichter. Die Gewänder umhüllen wohlgeformte Körper, und die ganze Haltung überzeugt durch ihre Ungezwungenheit. Diese Bilder sind schön, und die Künstler haben die ganze Heiterkeit darin aufgefangen, die ihr Glaube verkündigt. Die Buddhas schweben in einer Gloriole, und in der Schlichtheit ihrer Züge liegt etwas Geheimnisvolles und Leuchtendes.

Kein größerer Gegensatz hierzu ist denkbar als die rasenden Götter mit ihren feisten Leibern, ihren verzerrten, prallen Armen, ihren übergroßen, plattnasigen Köpfen und den Kuller-
augen und grinsenden Mündern darin, aus denen lange, schiefstehende Eckzähne hervorblecken. Manchmal ringeln sich Schlangen durch ihr Haar. Oft tragen sie Schwert und Dreizack, ja sogar ein Halsband aus Schädeln. Die vorherrschenden Farben sind Rot, Blaugrün und Indigo. Diese Art der Bilder mag uns grotesk erscheinen, aber ihre Lebendigkeit zeugt noch in ihrem Übermaß von der Begabung des Künstlers und der Deutlichkeit seiner apokalyptischen Visionen. Einen wahren Hexensabbat entfesselter Brutalität hat der Künstler auf die Leinwand zu bannen gewußt.

Sieht man näher hin, so zeigt sich, daß die Einteilung in freundliche und gewalttätige Gottheiten doch nicht ganz Stich hält. Es wird nicht unterschieden zwischen Wesen, die den Menschen wohl- und übelgesinnt sind. Bei allen finden sich die gleichen Merkmale: edelsteinbesetzte Halsbänder, Zepter und andere ausgesprochen buddhistische Symbole. Tatsächlich sind diese Wesen sämtlich Vorkämpfer des Buddhismus und Schutzgötter der Buddhisten. Wenn viele von ihnen schreckenerregend sind, so darum, weil sie die Feinde der Gläubigen abzuwehren haben: Hindu-Gottheiten, türkische und mongolische Götter, ja sogar die bösen Geister, die in den Bergen des Himalaja und

auf dem Boden Tibets ihr Wesen treiben. Aber die letzteren werden wohlweislich nicht abgebildet . . .

Eine seltsame Vorstellungswelt: Der Maler zeigt die wohlgesinnten Mächte in grausamster Gestalt, und der Gläubige findet in der Betrachtung dieser erregenden Schreckensbilder Trost und Frieden!

Auf allen diesen Bildern ist der Symbolismus auf die Spitze getrieben. Eine Hauptrolle spielt offensichtlich die Lotosblume, sei es, daß die Götter sie zwischen den Fingern halten, oder daß ein riesengroßer Blütenkelch ihnen als Thron dient. Der Lotos ist das eigentliche Sinnbild der buddhistischen Weltflucht, weil Buddha, als er den Schlamm der Welt abstreifte, sich entfaltete wie diese Blume auf der Sumpfoberfläche. Blitzstrahl, ritueller Dolch und Gloriole sind geläufige Sinnbilder. Merkwürdiger ist die ungeheuerliche Leibesbeschaffenheit gewisser Gottheiten: acht Glieder oder elf Köpfe oder tausend Hände mit je einem Auge in der Handfläche — Zeichen der Allmacht, der Wachsamkeit, des Mitleids.

Wie in der religiösen Kunst vieler anderer Länder haben auch die Farben ihren überlieferten Symbolwert. Am verwirkeltsten ist der Symbolismus der Gebärden. Einige zwanzig verschiedene Gefühle, Seelenzustände und Grade der Meditation werden durch ganz bestimmte Stellungen der Hand oder der Finger verdeutlicht.

Die Hauptthemen, ihre Darstellung, ihre Sinnbilder, all das ist fest geregelt, und der Maler, der sich daran hält, könnte als einfacher Handwerker angesehen werden, wenn sich nicht sein Geschmack, sein Kunstsinn in den Hinter- und Mittelgründen und im Beiwerk der Bilder ausdrücken könnte. Hier, im Dekorativen, leisten die Tibeter Außerordentliches. Hier zeigen sie Sicherheit der Hand, Gefühl für rechte Maßverhältnisse, Erfindungsreichtum und einen angeborenen Farbensinn. Sie verstehen es, diesen gedankenbefrachteten und wirklichkeitsfernen Bildern durch einen Baum, eine aus dem Rasen spru-

delnde Quelle einen Beiklang von Schlichtheit und Natürlichkeit zu geben. Auch geometrische Linien wie Spiralen und Mäander wissen sie entsprechend anzubringen. Immer wieder begegnet man dem alten, geheimnisvollen Hakenkreuz: die Kreuze sind oft durch gebrochene Linien miteinander verbunden zu einer Art von Mäander, der entzückend wirkt.

Das Hakenkreuz und andere von Mythos und Geheimnis unwitterte Sinnbilder... Eine bunte, gestaltenreiche Götterwelt... Stimmt es überhaupt, daß Tibet ein buddhistisches Land ist? Ganz sicher nicht, soweit es die lebendige Volksreligion betrifft mit ihren auffälligen und lärmvollen Zeremonien. Ich habe allen feierlichen Handlungen der Teufelsbeschwörung oder der Totenverbrennung beigewohnt, habe tagelang den heiligen Tänzen der Lamas zugesehen, Tage und Nächte im Kloster verbracht und vergeblich die Spur einer Verkündigung Buddhas gesucht. Die Kultformen halten sich an magische und animistische Überlieferungen, von denen einige auf tibetischem Boden entstanden sind und zwar im Rahmen einer vorgeschichtlichen Religion, der Bon-Religion, während andere aus Indien und Kaschmir übernommen wurden oder auch mit den Zauberpraktiken der sibirischen Schamanen zusammenhängen mögen. Bei Hochzeiten sind wir sogar Bräuchen begegnet, deren Ursprünge in noch weiterer Ferne, im westlichen Asien, zu suchen sind.

Diese vielverschlungenen Traditionen eröffnen der Forschung ein weites, fast noch brachliegendes Feld. Völkerkundler und Geschichtsforscher können sich hier mit aufregenden Problemen herumschlagen, deren Lösung manches Licht auf die zentralasiatischen Verhältnisse werfen dürfte. Aber wir sehen uns hier primitiven Traditionen gegenüber. Dieser Animismus und dieses Zauberwerk sind nicht als vollwertige Religionen anzusprechen, die in der vorwärtsstrebenden Welt eine Rolle spielen könnten.

Ganz anders steht es mit dem Buddhismus. Denn dieser spielt

hier freilich auch seine Rolle, obschon wenig sichtbar, vom Volke kaum bemerkt und selbst von den meisten Mönchen verkannt. Er hat die Geschichte Tibets bestimmt, er hat seine Literatur und seine Malerei geschaffen und seine Führer mit seinem Geiste durchtränkt.

Bekanntlich haben sich innerhalb des Buddhismus zwei große Richtungen herausgebildet: das „Kleine“ und das „Große Fahrzeug“. Der tibetische Buddhismus ist einer dritten Bewegung zuzurechnen, dem „Mystischen Fahrzeug“. Hier erscheinen die Buddhas nicht mehr als Lehrer, sondern als Götter, die eine Art Schutzherrschaft über ihre Gläubigen ausüben. Anstatt sich durch zahllose Selbstentäußerungen in unendlichen Wiederverkörperungen zum Stand eines Buddha hinaufzuläutern, kann man einen Abkürzungsweg einschlagen (dieses Bild gebrauchen die tibetischen Schriftsteller), der unmittelbar zum Nirwana führt. Es ist der Weg der Mystik und dadurch gekennzeichnet, daß man mittels der Meditation zu der Gewißheit gelangt, mit dem höchsten Buddha völlig wesenseins zu sein. Diese mystische und unbegreifliche Bewußtseinserfahrung entspricht der Befreiung vom Leiden und von der irdischen Welt.

Der Lama-Kultus beruht auf einer idealistischen Theorie, die die Wesenseinheit alles Seienden behauptet. Lebewesen wie Dinge sind nur verschiedene Erscheinungen einer einzigen geistigen Wirklichkeit. Darin liegt zugleich die Rechtfertigung der Magie: Daß man auf magischem Wege andere beeinflussen kann, erklärt sich eben aus der Seinseinheit aller Einzelwesen.

Man kann ganze Bücher über den Buddhismus schreiben, ohne seine Vielgestaltigkeit und seinen Reichtum zu erschöpfen. Einige erläuternde Zusätze zu unserer Darstellung der tibetischen religiösen Malerei können daher leicht den Eindruck eines oberflächlichen Urteils erwecken. Es sei mir darum gestattet, ausdrücklich meine hohe Achtung vor dieser Religion zu betonen, der erhabensten vielleicht, die menschlicher Geist sich geschaffen hat.

Sie verdient Achtung wegen der Tiefe ihrer psychologischen und philosophischen Einsichten. Die Formen des menschlichen Verhaltens und der Lebenstrieb werden hier genau untersucht, und dem Erkenntnis-Problem wird eine vertiefte Betrachtung zuteil.

Sie verdient Achtung, weil sie den Nachdruck auf die entscheidenden Fragen legt. Ohne sich lange mit rituellen Fragen aufzuhalten oder einen engherzigen Sittenkodex zu entwerfen, stößt sie zielbewußt vor zur Frage nach dem Wert des Menschenschicksals, nach seinem Sinn und seinem Geltungsbereich. Und sie verdient Achtung wegen der künstlerischen Leistungen, zu denen sie angeregt hat. In Indien wie in China, auf Ceylon, in Tibet und Indochina, überall fällt die Schönheit der buddhistischen Kultur ins Auge.

Und doch fehlt mir etwas in dieser wundervollen Religion: die Liebe.

Nicht daß der Buddhismus das Dasein der Liebe leugnete oder auch nur übersähe! „Wie eine Mutter ihr Kind mit dem eigenen Leibe schützt, so ist der Jünger Buddhas um das Wohl aller Kreaturen besorgt.“ Es wird uns ein Geist des grenzenlosen Wohlwollens beschrieben: er blickt nach oben wie nach unten, in alle Richtungen. Darin liegt eine höhere geistigere, umfassendere Auffassung des Mitleids.

Aber auf wen richtet sich denn dieses Gefühl? Niemals auf ein höheres Wesen. In keinem Buch, bei keinem Kult habe ich eine Liebe erwähnt gefunden, die auf einen Gott oder einen Buddha gerichtet wäre. Der Buddhismus zielt auf das Erlöschen im Nirwana. Aber wie kann man Liebe zu diesem „Nichts“ empfinden, zu diesem unbestimmten Etwas, was weder Dasein noch Nichtsein ist?

Dieses Wohlwollen ist auch nicht auf einen Menschen, auf den Nächsten gerichtet. Wenn man der Lehre ganz auf den Grund leuchtet, geht es hier nicht einmal um das Wohl des andern. Das Wohlwollen soll nur dem dienen, der es empfindet, und dem Bilanzausgleich seines moralischen Lebens.

Dieses Wohlwollen steht wie der ganze Buddhismus unter dem Gesetz von Ursache und Wirkung. Es ist nichts als Berechnung. Ich sehe noch das müde Lächeln einer Missions-Ärztin, als ihre Kranken auf die Verdienste anspielten, die sie anhäufe, indem sie in den Winternächten nach ihnen schaute.

Mit seiner Versicherung „Du bist der andere“, mit der Behauptung vom Eins-Sein aller Wesen gelangt der Buddhismus zwar zur Forderung eines allumfassenden Mitleids, aber es ist ein ichbezogenes Mitleid: ich billige es mir selbst zu, da ja mein Nächster nur mein zweites Ich ist.

Eine solche Haltung ist ohne aufbauenden Wert. Praktisch läuft sie darauf hinaus, daß man über die Leiden der Welt nachgrübelt und fromme Gefühle im Herzen aufspeichert, aber sie lindert weder den Schmerz des einzelnen in seiner Einsamkeit noch trägt sie zur Lösung der sozialen Frage bei. Es fehlt ihr der Sinn der *Hingabe*, die allein der Menschenliebe etwas von jener All-Liebe mitzuteilen vermag, die letztlich von Gott stammt. Ja, es fehlt ihr sogar der Schwung und die Hochherzigkeit, die man in der Philanthropie findet.

Ichbezogen und unsozial wie er ist, vermag uns der Buddhismus nur ein Zerrbild der Liebe zu bieten. Und das ist noch nicht alles. Für einen Buddhisten, der auf dem Weg der Erleuchtung fortgeschritten ist, bedeutet das Mitleid nicht einmal mehr eine Tugend — es ist ein Irrtum, beinahe ein Übel! Als wir bei der Übersetzung des Neuen Testaments nach einem Ausdruck suchten, der die christliche Nächstenliebe am besten wiedergeben könnte, machten uns die besten Kenner darauf aufmerksam, daß dieser Ausdruck geradezu eine tiefere Stufe der Frömmigkeit bedeute. Für den Buddhisten kann die Liebe immer nur eine Vorstufe bilden. Er braucht sie, um den Haß zu überwinden, dann aber, je mehr sich seine Selbstentäußerung steigert und vergeistigt, muß er die Liebe selbst überwinden, weil sie Bindungen schafft und weil sie leiden läßt, während doch das letzte Ziel ist, sich dem Leiden durch erhabene Gleichgültigkeit zu entziehen.

Was hat nun der Buddhismus in Tibet tatsächlich geleistet? Er selbst verwahrt sich dagegen, etwas getan zu haben! Er lehnt ja unsere Vorstellungen von Leistung und Fortschritt vollkommen ab und will auf jedes Wirken verzichten. Geschichte ist ihm ein Trugbild: entweder man dreht sich im Kreise und kommt nicht vorwärts, oder aber man vermag dem Bannkreis zu entrinnen, um in völliger Regungslosigkeit zu verharren. Genauso steht es mit der Gemeinschaft: Torheit ist es, ihr zuzustreben, Weisheit, sich von ihr abzuwenden. Es fehlt jede Vorstellung von Entwicklung, von einem Vorwärtstreben in der Welt und für die Welt. Nie hat ein tibetischer Buddhist anderes im Sinn gehabt, als sich in sein Schneckenhaus zurückzuziehen. Der Buddhismus ist die hohe Schule der Entsagung, der Ablehnung aller Bindungen.

Will man den Buddhismus nach seinen Früchten beurteilen, so darf man sich nicht mit der Würdigung seiner Malerei, seiner bestechenden künstlerischen Leistungen zufriedengeben, sondern man muß auch erkennen, was er außer acht gelassen hat: daß alle Leuchtkraft der Idee, alle zauberische Verlockung der Mystik verblaßt vor der Herrlichkeit der väterlichen Liebe Gottes und der brüderlichen Liebe der Menschen.

DIE VERLORENE HANDSCHRIFT

In unsern Buchläden kann man sich nicht retten vor Büchern über die Weisheit des Ostens, über verschollene Philosophien und mehr oder weniger geheime Lehren. Man kennt die Titel: Die großen Eingeweihten; Tiere, Menschen und Götter; Im Schatten tibetanischer Klöster; Das dritte Auge, und so weiter.

Als Gymnasiast und später als Student hatte ich mich den exakten Wissenschaften zugewandt und war für andere Dinge als Mathematik und Naturwissenschaften kaum zu haben. Trotz-

dem gerieten mir fortwährend derartige Bücher in die Hände. Einen Band lieh mir ein Schulkamerad, einen andern schenkte mir eine wohlmeinende Tante zum Geburtstag, ja sogar in Büchern, die ich mir aus einer Bibliothek ausgeliehen hatte, fand ich unter historischen oder geologischen Titeln Darstellungen solcher Art.

Ich verschlang diese Bücher mit jungenhafter Neugierde, erst eins, dann zwei, dann zehn. Ehe ich achtzehn Jahre alt war, hatte ich in einer theosophischen Gesellschaft Eingang gefunden und die Hochburg der Anthroposophen in Dornach besucht.

Diese Literatur rührt ohne Zweifel an eine ganze Welt von erregenden Ideen. Sie wirft eine Fülle von Fragen auf, die unser nützlichkeitsbesessenes Maschinenzeitalter allzuleicht übersieht. Sie stößt mit ihren Untersuchungen ins Gebiet der spiritualistischen Religionen vor, besonders der Religionen Ägyptens, Griechenlands, Indiens und Zentralasiens, die noch immer von Geheimnissen umgeben sind. Sie legt die Bedeutung verschiedener Geheimlehren dar, der Eleusinischen Mysterien, des Osiriskults, der mystischen Weisheit eines fernen und mißverständenen Orients. Sie zeigt, daß die Mysterien-Religionen miteinander eine Erkenntnis teilen, die zur Überwindung des Todes führt.

Diese Literatur behandelt die antike Magie und den modernen Spiritismus und widmet sich dabei auch der Betrachtung von Handlungen und Wahrnehmungen, die sich der normalen Erkenntnis entziehen. Insbesondere fanden sich unter den Theosophen oft Medien, die wegen ihrer Beziehungen zu übernatürlichen Kräften berühmt waren.

In diesen Büchern wird die Erkenntnis als ein göttliches Geschenk, eine Art mystischer Erleuchtung beschrieben, die dem gläubigen Zuhörer zuteil wird, wenn er bereit ist, sich einer ekstatischen Vision anzuvertrauen. Die Unterweisung, die immer als eine Heilslehre auftritt, schließt den Menschen wie das gesamte Weltall in ihre Betrachtung ein. Um sich über sein Ich

klarzuwerden, muß man vor allem an das tragische Schicksal der Seele glauben, die, aus der Welt des Lichts stammend, in die Stofflichkeit geworfen ist und sich im Heimweh nach jenem Lichte verzehrt.

In der mystischen Schau erfährt der Gläubige, daß kein un-aufhebbarer Gegensatz besteht zwischen dem „Ich“ und dem „andern“, zwischen innen und außen, zwischen Mensch und Welt, und daß das Ich und das Du zusammenfallen. Jetzt fehlt nur noch ein Schritt zur Vollziehung der letzten Gleichsetzungen: Ich bin die Welt — die Welt ist Gott — ich bin Gott. So gesehen, ist Gott das All, der höchste Begriff. So landet man gleichzeitig im Unbestimmten und im Nichts.

Die ergreifendste Darstellung dieser Lehren ist sicherlich das großartige Wandgemälde, auf dem Edouard Schuré die großen Weisen und die Stifter der Weltreligionen vereinigt hat: Mose, Pythagoras, Buddha, Jesus, Mohammed, um in ihnen eine Verwandtschaft des Ausdrucks, des Lebens, bisweilen auch des Geistes aufzuzeigen. Seine Absicht — wie auch die der Schriftsteller der gleichen Richtung — geht dahin, unveränderliche Wesenszüge der Inspiration, in denen die großen Religionen sich begegnen, zu einer letzten tragenden Einheit zu verschmelzen und damit allen Haarspaltereien, Einschränkungen und Kleinlichkeiten der Eiferer, Philosophen und Priester ein Ende zu machen. Es geht ihnen darum, in edelmütiger Unvoreingenommenheit dem Geist die Tore zu öffnen, woher er auch komme, welcher Art er auch sei, um im Bereich des Denkens das zu erreichen, was Newton in der Astronomie gelang und Einstein in der Physik: eine logische und erfassbare Einheit.

Aber wenn diese räumlich und zeitlich so weit voneinander entfernten Religionsstifter auf eine gemeinsame Linie gebracht werden sollen, kann man nicht umhin, nach dem besonderen Standort Christi zu fragen. Jesus ist nicht als erster in der Geschichte aufgetreten. Es gilt also, einen lückenlosen geschichtlichen und geistigen Zusammenhang zu sehen, in den er sich

einfügte, wobei man vor ihm zu beginnen und danach fortzufahren hätte. Schon Schopenhauer wunderte sich über die oft bis ins einzelne gehenden Übereinstimmungen zwischen der christlichen Ethik und anderen Sittenlehren, besonders der des Buddhismus. Er erwog die Möglichkeit, daß diese Lehre, ebenso wie die Lehre des menschengewordenen Gottes, von Indien ausgegangen und von da über Ägypten bis nach Palästina gekommen sei, so daß das Christentum der Abglanz eines Lichtes aus Indien wäre, der von den Ruinen Ägyptens her auf das jüdische Land fiel.

Das Christentum ein Abglanz? Was Schopenhauer als eine Möglichkeit ins Auge faßte, stellen die modernen synkretistischen Lehren ohne Zögern als eine Tatsache hin. Darauf laufen insgesamt die ursprünglich so ganz verschiedenen Richtungen hinaus wie das Freimaurertum, die Theosophie der Damen Blavatsky und Besant, ja sogar die Lehren einiger Gesellschaften oder Samaj, die von Hindu-Philosophen wie Radhakrishnan gegründet worden sind. Aber wie könnte der Christ sich solche Schlußfolgerungen zu eigen machen? Kann ich den Gedanken in Betracht ziehen, daß Christus ein Mensch war wie andere? Daß seine Fleischwerdung eine Idee ist, die die Verkörperungen der Hindu-Mythen widerspiegelt? Daß sein Evangelium eine „aufgewärmte Angelegenheit“ ist?

Derartigen Erklärungen haben die gläubigen Christen von jeher ein entschiedenes Nein entgegengesetzt. Es gibt gar keine andere Antwort, wo der Glaube in Frage gestellt wird. Es heißt aber doch, man habe Licht in das Dunkel der Mysterien-Religionen und der geheimen Überlieferungen der Alten gebracht? Ich habe keine Veranlassung, daran zu zweifeln. Und die Magier und die Medien stünden in Beziehung zu okkulten Mächten? Es hat tatsächlich den Anschein, als gäbe es merkwürdige Vorgänge, die sich unserm Begriffsvermögen und der exakten wissenschaftlichen Nachprüfung entziehen. Man meint, der Gegensatz zwischen dem Ich und dem Du höbe sich im

Bezirk des Seelischen auf? Vielleicht — vorausgesetzt, daß wir uns über den Begriff der Seele einigen können. Man betont, daß die christliche und die buddhistische Sittenlehre verblüffende Ähnlichkeiten aufweisen? Mit einigen Vorbehalten will ich sogar dies zugeben. Aber all diese Dinge gehören einem Fragenbereich von untergeordneter Bedeutung an, wo die Art der Auslegung und sogar der Geschmack eine Rolle spielen. Der christliche Glaube jedenfalls schließt die Gewißheit ein, daß die Person Christi einzig und unvergleichbar ist. Er lehnt es ab, sie in einer anderen Abhängigkeitsbeziehung zu sehen als der zu Gott. Die christliche Gewißheit ruht fest und sicher in sich selbst, wenn sie von dem Grundsatz ausgeht, daß Christus Gott und Mensch zugleich ist, einzig in seiner Art und hoch erhaben über jedwede Philosophie und jedwedes Lehrgebäude der Metaphysik oder der Ethik.

Es ist unschwer zu verstehen, aus welchen Beweggründen manche Denker sich diese Lehren von der grundsätzlichen Übereinstimmung der Religionen und ihrer Stifter zu eigen gemacht haben. Einige von ihnen sind als Synkretisten reinsten Wassers zu bezeichnen. Sie können sich für keine bestimmte Lehre entscheiden, aber sie achten sie alle in gleicher Weise. Daher vermischen sie (dies besagt das Wort Synkretismus) die ihnen genehmen Elemente, die sie wahllos den Hauptreligionen der ganzen Welt entnommen haben. Ihr Verfahren, so erregend es sich im Rahmen der Religionsgeschichte ausnimmt, erinnert in vieler Beziehung an den Eklektizismus Auguste Comtes. Aber bekanntlich konnten alle Anstrengungen Comtes zu nichts anderem führen als zur unfruchtbarsten aller Philosophien.

Die andern Synkretisten, und sie sind in der Mehrzahl, scheinen sich in einer Abwehrstellung gegenüber der Kirche zu befinden. Da sie sich nicht entschließen können, die Göttlichkeit Christi und den Sinn seines Opfers zu bejahen, versuchen sie billiger davonzukommen und nehmen ihre Zuflucht zu andern,

weniger anstrengenden Religionen, deren Gründer und Propheten nicht die Forderungen stellen, die einzig Christus an uns richtet. Sie reden sich ein, diese Religionen — die Mysterien, die Gnosis aller Spielarten, der Hinduismus, der Buddhismus — seien gleichermaßen gültig und mit dem Christentum auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen.

Und darin eben liegt eine Abwertung. Denn es wird mir immer mehr zur Gewißheit, daß auch ein Buddhist uns ohne Zögern erklären würde, wie sehr seine Lehre entwertet und verstümmelt wird durch diesen Synkretismus, der in der Tat die „vier Wahrheiten“ nicht gelten läßt, auf denen der Buddhismus fußt. Ebenso sieht der Christ seine Religion entwertet, wenn man ihm einen von göttlichem Geist erleuchteten Messias anbietet statt des eingeborenen Gottessohnes Jesus von Nazareth. So liberal sich diese Auffassungen geben mögen, die Art, wie Jesus Christus hier mit andern, mit Menschen, auf eine Ebene gestellt, wie er zu einem großen Jogi oder zu einem kleinen Buddha gemacht wird, erinnert an die fatale Methode des Prokrustesbettes: Fort mit allem, was über menschliches Maß hinausreicht!

Immerhin haben die Synkretisten gewichtige Gründe vorzubringen. Eine ihrer eindrucksvollsten Behauptungen, der auch äußerst schwer beizukommen ist, geht dahin, sie seien die Sachwalter jahrtausendealter und geheiligter Überlieferungen, von denen manche im Halbdunkel antiker Tempel durch Priester mund verkündet, andere in verstaubten Büchern irgendeines mittelalterlichen Klosters fromm verwahrt worden seien. Etwa in diesem Stil behauptete Frau Blavatsky, sie stehe in geistiger Verbindung mit den Großen Lehrern Tibets. Zwar konnte ihre Unredlichkeit aufgedeckt werden, aber es gibt noch andere verwirrende Behauptungen. So zum Beispiel einige Überlieferungen, die darauf hinauslaufen, Jesus habe aus der Weisheit des Ostens und ihren, nur den Eingeweihten zugänglichen Lehren geschöpft. Geriete nicht alles für uns ins Wanken, wenn

dem so wäre? Ist es nicht von größter Wichtigkeit, in diesen Fragen mit sich im reinen zu sein?

Eine unerwartete Begegnung sollte mir die Tragweite dieses Problems deutlich vor Augen führen.

Es war am Spätnachmittag, an einem jener Novembertage, an denen die tiefstehende, bleiche Sonne die Luft nicht mehr zu erwärmen vermag, und an denen man spürt, daß der Winter unversehens ins Tal eingezogen ist. Ich war auf dem Heimritt nach Leh. Mühselig und lustlos trabte das schlechte Pferd seines Weges. Während dieses ganzen Jahres 1954 hatte ich das Land nach allen Richtungen durchstreift, war marschiert, geritten und auch geklettert, und es tat mir wohl zu wissen, daß der Winter einfiel und dem Umherreisen ein Ende setzte. Endlich würde ich wieder daheim sein, würde studieren und schreiben und auch mit einem Jungen spielen, der eben sprechen lernte, und mit einem Mädchen, das zu lächeln anfang.

Als ich mein Pferd am Vordach anband, erblickte ich eine bärtige Gestalt, die hinten im Garten auf und ab ging. Ein Fremder? Er war in das lange Gewand der Ladakhi gehüllt, aber er trug es nicht mit der vornehmen Selbstverständlichkeit derer, die daran gewöhnt sind. Und überdies schien mir dieses rote Gewand ein anderes zu verbergen, ein gelbes oder safranfarbenes. Ein buddhistischer Mönch?

Meine Frau erklärt mir, es sei ein Wandermönch, ein Sadhu.

„Wann ist er gekommen?“

„Gestern. Er wohnt bei Paljor und ißt bei Tsetan Puntsok oder anderswo.“

„Wo kommt er her?“

„Von Bengalen. Aber er spricht Urdu und Englisch.“

„Zieht er zu seinem Vergnügen herum?“

„Nein. Er versucht eine Reise zu rekonstruieren, die Christus nach Indien und in den Himalaja unternommen haben soll. Er hat mir nur kurz eine dunkle Geschichte erzählt, von Urkunden, die beweisen sollen, daß Jesus hier gewesen ist.“

Derartiges war mir schon zu Ohren gekommen. Beamte hatten mir erzählt, daß in Indien Leute an diese Reise Jesu glaubten. Man zeigte einige Plätze, an denen er sich aufgehalten haben soll, und sogar sein Grab. Ich hatte der Sache niemals Bedeutung beigemessen. Aber wenn ein Sadhu von Bengalen nach Kaschmir reist und es ihm gelingt, in diese verbotene Zone von Ladakh einzudringen, dann muß mehr dahinter stecken als bloße Vermutungen.

Diesen Mönch muß ich mir näher ansehen, zusammen mit Paljor, Tsetan Puntsok und Gergan! Sein Gastgeber hat ihm ein luxuriöses Zimmer mit gedieltm Fußboden eingeräumt, mit Sitzkissen, einem niedrigen, verzierten Tisch und sogar einer Petroleumlampe. Aber der Mann hat sich in eine Decke eingemummelt und weiß nicht, wie er mit dem Klima des Himalaja zurechtkommen soll. Er heißt Huldar und scheint an die Fünfzig zu sein. Er hat feine Züge, und sein Englisch klingt weniger knorrig als das der meisten Inder — sicherlich ist er ein gebildeter, ja ein hochkultivierter Mann. Ich erkundige mich nach Ziel und Anlaß seiner Reise.

Anlaß? Da ist in Bengalen ein Buch in bengalischer Sprache erschienen, in dem ein Hindu von einer Wanderung durch Ladakh berichtet. In einem Kloster haben ihm die Mönche eine Handschrift gezeigt, in der die Studienjahre beschrieben sind, die der Prophet Issa in Indien und im Himalaja zugebracht hat. Nun ist Issa nicht mehr und nicht weniger als die islamische Form des Namens Jesu!

Zuerst entlockt mir diese Geschichte ein Lächeln. Der Osten — nun ja, in diese Richtung weisen nun einmal alle verworrenen, ungereimten Legenden. Dorthin flüchtet sich alles, was einen religiösen Anstrich hat und sich mystisch nennt. Dort gedeiht es, in dieser Weite, unter dieser Sonne . . .

Aber Huldar ist kein Mystiker und kein Träumer. Er ist ein gescheiter und besonnener Mann. Er forscht. Er hat eine Liste aller Plätze aufgestellt, die mit der Überlieferung von dem Auf-

enthalt Christi in Indien in Verbindung stehen. Ladakh steht hierin an vorletzter Stelle, und alle vorher aufgeführten hat er schon besucht. Bis heute waren all seine Nachforschungen ergebnislos verlaufen. Entweder wußte man an den betreffenden Orten überhaupt nichts von diesen Dingen, oder das Denkmal, das ihm als Zeugnis der Durchreise Christi bezeichnet worden war, erwies sich als verhältnismäßig modern, oder es stellte sich heraus, daß die Inschrift, in der man den Namen Jesu gefunden haben wollte, von etwas ganz anderem handelte.

In Ladakh bekommt die Sache ein ganz anderes Gesicht. Hier handelt es sich nicht um ein unbestimmtes Gerücht, mit dem nichts Rechtes anzufangen ist, sondern um ein ganzes Buch, dessen Verfasser ein weiser Hindu ist, der als Lichtbild auf dem Titelblatt prangt. Es führt genaue Daten und Tatsachen an, und vor allem verweist es mit Bestimmtheit auf eine sehr alte tibetische Handschrift.

Huldar hat das bengalische Buch mitgebracht. Er gibt uns einen Überblick über den Inhalt und übersetzt Wort für Wort die entscheidenden Abschnitte. Ab und zu lassen wir uns die Bedeutung und den genauen Sinn bestimmter Begriffe erklären, wir schreiben uns die Daten, die genauen Einzelheiten auf. Das Buch ist erst kürzlich erschienen, aber die Reise des Verfassers liegt dreißig Jahre zurück. Er war von Srinagar nach Leh gekommen, um das Land kennenzulernen, und hatte dann das große Kloster Hemis besucht. Dort erzählten ihm die Mönche anscheinend ganz zufällig von dieser kostbaren Handschrift und zeigten sie ihm. Es war ein kleines Buch mit safrangelben Seiten (in der heiligen Farbe also) und enthielt die Abschrift eines Urtextes, der sich in Lhasa befand. Dieser tibetische Text besagte, daß Jesus als junger Mann nach Indien gekommen sei, wo er den Brahmaismus und den Buddhismus studiert und verglichen habe. Dann sei er nach Palästina zurückgekehrt, um dort die Lehren und Erkenntnisse zu verbreiten, die er den Weisen des Ostens verdankte. Im allgemeinen achteten und verehrten die Juden ihn sehr, aber Pilatus kreuzigte ihn.

Huldar stellt seine Fragen:

„Kennen Sie diese Geschichte?“

„Nur andeutungsweise, durch Leute, die aus Indien kamen.“

„Hat Ihnen denn niemand hier davon erzählt, auch kein Mönch?“

„Nein, niemand.“

„Kennen Sie dieses Kloster Hemis?“

„Es ist das Hauptkloster von Ladakh.“

„Kann man es besuchen?“

„Aber gewiß. Es ist gar nicht weit, ein Ritt von sechs Stunden.“

„Also reiten wir übermorgen hin! Sie kommen doch mit?“

Er weiß, was er will, der Herr Huldar! Mir schwirrt der Kopf, als ich nach Hause gehe. Die Reisemüdigkeit ist wie weggeblasen, und ich habe keinerlei Sehnsucht nach meinen Pantoffeln! Diese Geschichte muß aufgeklärt werden. Ich muß mit nach Hemis, auf die Jagd nach der Handschrift!

Die Reise ist eine einfache Sache, wir haben sie schon zehnmal gemacht. Um so heikler ist das, was wir dort vorhaben: wir wollen eine Bibliothek, die niemand bisher durchforscht hat, bis in den letzten Winkel durchstöbern! Die Mönche könnten argwöhnisch werden und uns unter irgendeinem Vorwand die Tür vor der Nase zuschlagen. Vergessen wir nicht, daß eine tibetische Klosterbibliothek nicht für Leser gedacht ist! Sie ist eine Sammlung von Büchern, die ein Finanzkapital darstellen, aber auch ein religiöses Kapital, eine Himmelsleiter. Die Tibeter treiben die Ehrfurcht vor dem heiligen Buch so weit, daß sie den bloßen Besitz eines solchen Buches für eine Tugend halten. Demnach ist es ein frommes, ja ein verdienstliches Werk, Buch um Buch zusammenzutragen. Und wirklich sind die tibetischen Mönche die gierigsten Büchersammler, die mir je begegnet sind. Sie kämen nie auf den Gedanken, ein Buch herzuschenken oder zu verkaufen, sie würden es auch nur mit Widerstreben ausleihen. Wenn nun Christen daherkommen und sämtliche

Bücher eines Klosters zu sehen wünschen, so ist das Grund genug, argwöhnisch zu sein!

Mit einigen Klöstern haben wir uns hoffnungslos überworfen, es gab da persönliche Ärgernisse, Grundstücksfragen und auch ernstere Konflikte. Glücklicherweise stehen wir mit Hemis auf gutem Fuße. Bei kleinen Fragen der Lokalpolitik tauschen wir bisweilen verständnisvolle Blicke. Tsetan Puntsok war ein persönlicher Freund des kürzlich verstorbenen Abtes, der Lehrer und der Schatzmeister des Klosters sind uns wohlgesinnt und haben sogar, ohne ein Geheimnis daraus zu machen, das von uns herausgegebene religiöse Blatt abonniert, verschiedene Mönche sind gute Bekannte — kurzum, die Sache steht denkbar günstig. Um uns nach allen Seiten zu sichern, machen wir noch dem Rechtsberater des Klosters unsern Besuch, einem Laien, der in unserer Nähe wohnt. Er ist recht gescheit und für religiöse Fragen aufgeschlossen und vermag daher die außerordentliche Bedeutung zu begreifen, die in der Veröffentlichung der gesuchten Handschrift läge. Und er ist gewitzt genug, um die Angelegenheit von einer Seite zu sehen, auf die wir ihn mit halben Worten hinweisen: welchen Ruhm und welchen Reichtum würde eine solche Entdeckung seinem Kloster einbringen! Er entschließt sich alsbald, uns zu begleiten, um etwaigen Ablenkungsmanövern der Mönche zuvorzukommen.

Schließlich ist es ein richtiger kleiner Trupp, der da trabend und im Paßgang durch die sandige Ebene reitet. An der Spitze Huldar, sehr vornehm in seinen Safrangewändern, mit seinem Bart und seiner langen Apostelmähne unter dem wollenen Hut, den man ihm geliehen hat zum Schutz gegen die schneidende Novemberluft. Er ist freilich kein abgehärteter Reiter und neigt dazu, seinem Tier in den Schritt zu fallen. Ich reite neben ihm, teils um ihn zu unterhalten, teils um ab und zu hinter seinem Rücken mit der Reitpeitsche seinem Pferd eins überzuziehen . . . Dann kommen Tsetan Puntsok und sein Schwager Gergan, die mit Leidenschaft die Aussichten unserer Suche nach der be-

rühmten Handschrift erörtern. Nebenbei spitzen sie sich auf die Entdeckung interessanter Ortschroniken. Muß man nicht diese einzigartige Gelegenheit beim Schopf packen und die Nase gründlich in die reichste Bibliothek des Landes stecken? Gergan insbesondere besitzt schon eine beachtliche Anzahl von Urkunden über die Geschichte Ladakhs, und er brennt darauf, während unserer Nachforschungen das eine oder andere zu ergattern, um seine Sammlung zu vervollständigen. Zuletzt kommen Paljor und der Rechtsberater, gefolgt von zwei Stallburschen.

Im Kloster Hemis werden wir feierlich empfangen. Bisher war ich nur im Sommer hier gewesen, als Teilnehmer glänzender Feste. Heute überrascht mich die strenge Nüchternheit des Ortes: die riesigen leeren und verlassenen Gebäude, die schweigsamen Mönche, das Felsenrund mit den gewaltigen Bänken von Nagelfluh, das spätherbstliche Licht — dies ist Tibet mit seiner Härte und mit seinen Geheimnissen. Der Himmel ist wolkenlos, doch von einer fernen Bläue — so stelle ich mir die Lapislazuli-Augen der ungeheuren ägyptischen Bildwerke vor. Die Berggipfel sind nur hier und da mit dünnem Weiß bestäubt, zwischen dem man die Furchen, die Rillen, die Falten der allzu trockenen und verwinkelten Berge erkennen kann. Zwischen den Felsen um uns sieht man ab und zu ein paar Heckenrosenbüsche, aber zu dieser Jahreszeit sind sie nichts als ein Gewirrknotiger Zweige. Die Sonne erreicht den Boden des Kessels nicht mehr, und hinter den besenartigen Pappeln erheben sich die überdimensionalen Klostermauern mit den allzu kleinen Fensteröffnungen.

Wir machen den Vorstehern des Klosters unsere Aufwartung und überreichen die herkömmlichen Geschenke: eine weiße Schärpe und einen Teller getrocknete Aprikosen. Aber uns ist nicht wohl zumute. Werden sie gute Miene machen zu diesem Überfall von Christen, die auf der Suche nach einem Buch sind? Ihren Worten, ihren Gebärden, ihren Stimmen suchen wir ihre Gefühle zu entnehmen. Aber nein, sie sind höflich, ja herzlich.

Sie scheinen sich sogar durch unsern Besuch geehrt zu fühlen. Das liegt daran, daß ein Mann wie Huldar, ein Sadhu, der alles geopfert hat, um seinem religiösen Ideal zu leben, den Orientalen Ehrfurcht einflößt und sie bezaubert. Selbst diese tibetischen Priester können sich nur vor ihm verneigen — denn die meisten von ihnen sind weit davon entfernt, auf Familie, Behaglichkeit und Gemeinschaft verzichtet zu haben.

Wir setzen ihnen den Zweck unseres Besuches weitschweifig auseinander. Huldar faßt die Ergebnisse seiner Forschungen in einem Bericht zusammen, den wir Satz für Satz übersetzen, denn es ist unter der Würde eines Lama, eine andere Sprache zu verstehen als Tibetisch. Dann verbreitet sich Tsetan Puntsok in langer Rede über die Ähnlichkeit der buddhistischen und der christlichen Sittenlehre. Der Rechtsberater setzt auseinander, welches Interesse das Kloster an der Auffindung der Handschrift haben könnte. So leistet jeder seinen kleinen Beitrag. Die Mönche wundern sich, verstehen nicht, stellen Fragen. Schließlich kommt der Augenblick, in dem das Hindernis übersprungen werden muß.

„Würden Sie uns gestatten, im Kloster nach diesem Buch zu suchen?“

„Aber gewiß.“

Uff! Es ist Nacht geworden, wir können uns erst morgen auf die Suche machen. Aber dann ist es soweit!

Ein Novize führt uns in zwei Säle, wo wir uns etwas kochen und dann schlafen können.

Wir sitzen noch lange beim Schein einer Öllampe beisammen, und Huldar muß uns von seinem Leben und seinen Erfahrungen erzählen. Er stammt aus einer vornehmen bengalischen Familie und war ausersehen für eine lange und ehrenvolle Laufbahn in der Verwaltung. Wie das Mandarinentum in China, so ist in Indien das Beamtentum der Ehrgeiz und das Glücksziel jedes begabten Mannes. Aber als überzeugter Christ fühlte er sich vor etwa zwanzig Jahren dazu berufen, seinen Glauben

für sich selbst und für seine Umgebung auf die Probe zu stellen, indem er auf das ruhige und gesicherte Leben, das sich ihm eröffnete, Verzicht leistete und zum Wanderstab des Bettelmönchs griff. Er hat kein Armutsgelübde abgelegt, wie das edelsteingeschmückte Kreuz auf seiner Brust bezeugt, oder auch seine Uhr und sein Füllfederhalter. Aber er hat sich das Wort gegeben, sich an keinen Ort und an keine sonstigen Verpflichtungen zu binden, um besser bereit zu sein, die Stimme des Heiligen Geistes zu vernehmen und sich von ihm führen zu lassen.

„Was bedeutet dieses Schmuckstück?“

„Es gibt in Indien Tausende von Wandermönchen, von Sadhu. Sie tragen wie ich den Stab und die Sandalen des Pilgers, das Safrangewand des Einzelgängers und das lange Haar dessen, der sein Herz nicht an Frauen hängt. Ich bin Inder wie sie, und ich trage ihr Kleid, um mich zu ihnen zu bekennen, zu den religiösen Formen und Symbolen Indiens, die auch mein Erbteil sind. Sie gehören der Hindureligion an. Aber mein einziges Kleinod ist das Kreuz Christi, und ich trage es auf der Brust, über meinem Kleid, damit jedermann es sieht.“

Immer begleitet Huldar die Erinnerung an einen der hervorragendsten indischen Christen, an Sadhu Sundar Singh. Sicher hat sein leuchtendes Beispiel den Entschluß seines Lebens bestimmt und ihm geholfen auf dem steinigen Weg, den er sich erwählt hat. Sein erstes Ziel war, in den Fußstapfen Sundar Singhs die Orte zu besuchen, an denen Christus gelebt hat. Und als auch er das Heilige Land betreten, Jerusalem gesehen und auf Golgatha gebetet hatte, wurde ihm klar, daß der größte Augenblick seines Lebens erreicht war. Lange Zeit erzählt er uns von seiner Reise durch Persien und Mesopotamien und beschreibt uns das Land und die Dörfer Palästinas in allen Einzelheiten. Er spricht mit wundervoller Einfachheit, wie ein Dichter, und der Zauber seiner Rede trägt uns weit über den Himalaja von Wüste zu Wüste in das Land der Verheißung.

Genau wie Sundar Singh kann Huldar sich nicht für eine bestimmte Konfession entscheiden. Er ist weder Reformierter noch Lutheraner noch Anglikaner. Ja, ihn erfüllt ein gewisses Mißtrauen gegen die Kirchen, die aus dem Westen stammen und von den Menschen des Westens abhängen. Er ist Christ und Inder, und damit gut. Immerhin, als ihn im letzten Jahr der Erzbischof der Anglikanischen Kirche auf dieses Buch über die Reise Jesu in Indien aufmerksam machte und ihm riet, es zu studieren, machte er Gebrauch von der schönen Bewegungsfreiheit des echten Sadhu, den keine irdischen Pflichten festhalten: Er folgte der Anregung des Engländers und widmete sich ausschließlich dieser geschichtlichen Forschungsaufgabe. Sie führte ihn in die entlegensten Winkel des Landes und hat ihn nun in dieses Kloster der Lamas und der Zauberer geführt.

Unsere Nachforschungen folgen einem wohlüberlegten Plan. Wir haben uns auf mehrere Tage eingerichtet und wollen nicht auf gut Glück vorgehen und so etwas versäumen. Zunächst gilt es, eine Liste der Stellen anzufertigen, an denen Bücher verwahrt werden. Außer den drei bedeutenden Klosterbibliotheken gibt es noch kleine Sammlungen oder Lager in Kapellen und verschiedenen Zellen, sogar in einer Einsiedelei, die eine Wegstunde entfernt ist.

Der Lehrer des Klosters besitzt Kataloge. Sicherlich sind diese Aufstellungen unvollständig, aber Tsetan Puntsok sieht sie sorgfältig durch. Er ist der beste Kenner der tibetischen Literatur unter uns und weiß bei den meisten Titeln sofort Bescheid. Es scheint sogar, daß er mit genießerischer Freude all diese schwierigen Titel an seinen dicken Brillengläsern vorbeimarschieren läßt.

Paljor und der Berater des Klosters nehmen sich sämtliche gedruckten Bücher eins nach dem andern vor. Was wir suchen, gehört zwar nicht in diese Abteilung, da es ja eine Handschrift ist. Aber die tibetischen Bücher werden ja niemals gebunden, sie sind fliegende Blätter, und es ist gut denkbar, daß sich ein-

mal eine Handschrift unter das Gedruckte verirrt. Vorsichtshalber werden sämtliche Bücher durchgesehen.

Drinnen im Kloster ist es zu kalt und zugig für eine Arbeit, bei der man nicht in Bewegung ist. Gergan und ich nehmen einen Armvoll Handschriften und setzen uns damit in die Sonne auf ein Dach. Unsere Arbeit ist die langwierigste, aber auch die interessanteste: sie besteht darin, daß wir Blatt für Blatt überfliegen, um zu sehen, ob es von der Geschichte des Propheten Issa handelt. Ein Blatt nach dem andern gleitet durch unsere Hände. Die Schrift ist meistens regelmäßig, oft elegant, ja sehr schön. Freilich finden sich auch verwischte Zeilen, und wir ziehen Stirn und Nase kraus im Eifer des Entzifferns. So gehen die Stunden dahin. Ab und zu läßt einer eine Bemerkung fallen, wir notieren uns eine geschichtliche Einzelheit, einen sprachlich interessanten Ausdruck. Von Zeit zu Zeit bringt uns ein Novize eine Tasse Buttertee.

„Sehen Sie sich das mal an!“

„Was? Haben Sie's gefunden?“

„Nein. Aber sehen Sie nur diesen kostbaren Band! Ein Buch in Gold!“

Ein Juwel! Der Text ist in herrlicher Schrift mit Goldstaub auf Indigo geschrieben. Die Buchstaben sind groß — fast zwei Zentimeter hoch — und von untadeliger Regelmäßigkeit. Die Schrift auf dem Titelblatt besteht aus winzigen Perlen, die nebeneinander auf das Papier aufgeklebt sind. Wir staunen, wir fotografieren.

Huldar geht langsam von Gruppe zu Gruppe. Er versteht nicht Tibetisch und kann sich daher nicht unmittelbar an den Nachforschungen beteiligen. Aber er sieht uns zu, hat ein Auge auf die Mönche, die uns begleiten und uns helfen, stellt bisweilen eine Frage und legt uns ans Herz, ja nichts zu übersehen. Plagt ihn keine Angst? Ungeduldige Erwartung? Im Gegenteil, er scheint sich in seiner Haut sehr wohl zu fühlen. So lange schon hat er seine Zeit und seine ganze Kraft an diese Forschung gesetzt! Es war sein Wille.

Erklärt sich seine Ruhe aus dem berühmten Fatalismus, den man den Orientalen immer zuschreibt? Nein, sie stammt eher aus der Fähigkeit, völlig in einer laufenden Arbeit aufzugehen. Ich dagegen ertappe mich fortwährend dabei, wie ich abschätze, welche Aussichten wir noch haben, den Text in den mehr und mehr zusammenschmelzenden Bücherstößen aufzustöbern. Ich frage mich, welche Folgen es hätte, wenn unsere Suche von Erfolg gekrönt sein sollte. Aber Huldar scheint an nichts zu denken als an die eine Seite, die wir vor uns haben, und sich nur die einzige Frage zu stellen: Ist auf dieser Seite der Prophet Issa erwähnt? Er erinnert mich an Bergsteiger, die selbst im steilsten Kamin ruhig bleiben und nicht in den gähnenden Abgrund schauen, weil sie so von der Kletterei beansprucht sind.

Alle Zellen und Kapellen stehen uns offen. Die Handschrift vom Propheten Issa ist unauffindbar. Ein einziger kostbarer Schrank ist noch übrig, versiegelt und mit einem Vorhängeschloß versehen. Jeder zieht die Brauen hoch.

„Sind da Bücher drin?“

„Wahrscheinlich.“

„Warum ist die Tür versiegelt?“

„Der Schrank enthält Gegenstände, die dem wiedergeborenen Buddha gehören, der das Kloster leitet. Die vergangene Wiedergeburt hat den Schrank abgeschlossen, und der gegenwärtige Buddha hat ihn noch nicht geöffnet.“

Da wären wir also! Von Stunde zu Stunde hat sich das Feld unserer großangelegten Suchaktion verkleinert. Die Bücherhaufen sind abgetragen und beiseite geschoben, und nun stehen wir vor der letzten, verschlossenen Pforte, hinter der der hohe Würdenträger seinen Schatz verwahrt!

Der Oberpriester — ein fünfzehnjähriger Knabe — befindet sich in einem seiner andern Klöster, mehrere Stunden von hier. Der Rechtsberater wirft sich in den Sattel. Auch mich hat die Ungeduld gepackt. Ich versuche mich abzulenken, indem ich die Daten der Klosterchronik notiere und danach die alten Tem-

pelfresken bewundere. Es hilft nichts, immer wieder sucht mein Blick die versiegelte geschnitzte Tür. Endlich zieht Tsetan Punt-sok ein kleines Schachspiel aus seinem Halfter. Wir spielen, erst verbissen, dann mit Leidenschaft, bis die letzte Kerze erlischt.

Um die Mittagsstunde des nächsten Tages bringt unser reitender Bote den Schlüsselbund und die Genehmigung, den Schrank in Gegenwart des Schatzmeisters zu durchsuchen. Und wiederum wühlen wir in vergilbten Blättern. Immer wieder entfährt uns beim Lesen ein bewunderndes Ah und Oh! Der alte Priester war ein hochgebildeter Mann, und seine kleine Privatsammlung enthält ebensoviel Schätze wie alle drei Klosterbibliotheken.

Aber das neue Evangelium ist nicht darunter!

Im Grunde — habe ich es gewußt!

Nach fünftägigem Nachforschen bleibt uns nur eines zu tun übrig: die ältesten und gebildetsten Mönche auszufragen. Keiner hat je etwas davon vernommen, was auch nur entfernt an die gesuchte Handschrift erinnert, oder von der damit verbundenen Geschichte. Gewissenhaft, wie er ist, läßt sich Huldar von den Vorstehern von Hemis eine gesiegelte und unterzeichnete Urkunde ausstellen, in der jede Kenntnis des Buches vom Propheten Issa in Abrede gestellt wird.

Unser Sadhu ist noch immer nicht zufrieden. Der Verfasser des bengalischen Buches, das er besitzt, versichert, diese bedeutungsvolle Handschrift von Hemis sei gegen Ende des letzten Jahrhunderts aufgefunden worden. Ein Russe namens Notowitsch habe sie gesehen und im Rahmen eines in Paris erschienenen Buches in Übersetzung veröffentlicht. Wenn man den Text des Bengalen genauer unter die Lupe nimmt, hat es freilich den Anschein, als habe der Verfasser die Handschrift nur flüchtig gelesen, und die von ihm dargebotene Zusammenfassung wäre dann in Wirklichkeit nur eine Zusammenfassung der Veröffentlichung Notowitschs.

Auf diesen Notowitsch konzentriert sich nun unser ganzes

Interesse. Da nur wenige Europäer den Weg nach Ladakh finden, ist Huldar überzeugt, daß sich im Tagebuch unserer Mission ein Hinweis auf diesen Mann finden lassen müßte. Übrigens wird, wie er bemerkt, in verschiedenen Hindu-Kreisen und unter europäischen Theosophen viel Aufhebens von diesem Notowitsch gemacht, und es wäre sehr wichtig, seiner Reise auf die Spur zu kommen, um den Wert seiner Gedanken besser abschätzen zu können. Ich schlage also seufzend mein dickes „Schiffstagebuch“ auf. Meine Vorgänger waren Deutsche, und ihre kleinen deutschen Schriftzeichen bereiten mir noch mehr Kummer als die Schrägschrift der Tibeter . . .

Da hat der Leiter des Missionsbezirks im Jahre 1894 unter allerlei Vorfällen in seinem Kirchspiel das folgende aufgezeichnet:

„Im Herbst 1887 erschien hier ein Russe, Nikolaus Notowitsch, der auch das Kloster Hemis bei Leh besuchte. Dieser Herr lebt zur Zeit in Paris und hat 1893 ein ziemlich dickes Buch veröffentlicht, ein „Neues Leben Jesu“. Wie er behauptet, hat er sich unterwegs in der Nähe von Hemis ernstlich den Fuß verletzt, wurde in das Kloster gebracht und dort von den Mönchen gepflegt. Diese zeigten ihm eine tibetische Übersetzung eines Buches, das sich in Lhasa befindet: „Das Leben Issas“ — Issa ist der mohammedanische Name Jesu. Nach diesem Buch soll Jesus als junger Mann nach Osten gereist sein und in Indien das Brahmanentum und in Tibet den Buddhismus studiert haben. Er sei dann als Erwachsener nach Palästina zurückgekehrt und habe dort diese übernommenen Lehren als göttliche Weisheit ausgeboten. Die Juden hätten ihn im allgemeinen hoch geehrt, aber Pilatus habe ihn eingekerkert und gekreuzigt. In der Furcht, das nahe Grab Jesu könne zum Anlaß eines Aufstandes werden, habe Pilatus den Leichnam heimlich in ein anderes Grab überführen lassen, und daraus sei die Legende von der Auferstehung des Gekreuzigten entstanden. Wie Notowitsch versichert, hat er mit Hilfe der Mönche

dieses tibetisch geschriebene Leben Jesu übersetzt, obwohl er gar nicht Tibetisch verstand und sicherlich auch außerstande war, sich mit den Lamas auf Urdu zu verständigen. Der Zweck dieses neuen Evangeliums liegt auf der Hand: Der Verfasser will die Zeitspanne zwischen dem 12. und dem 30. Lebensjahre Jesu ausfüllen und die göttlichen Lehren Christi auf die Weisheit der Brahmanen und Buddhas zurückführen.

Aber um der Wahrheit willen waren wir verpflichtet, nach gründlicher Untersuchung dem Verfasser öffentlich entgegenzutreten. Denn die Lehre Christi ist keine Wahrheit aus zweiter Hand. Vielmehr ist gerade diese neue Geschichte und das ganze Buch nichts als ein einziges Gewebe von Lügen und Irrtümern. Herr Notowitsch ist wütend über unsere Erklärungen und spricht von Verleumdungen, die nur auf kleinlichem Neid beruhen. Aber Bruder Weber hat eine handschriftliche, amtliche Urkunde in Händen, in der der Vorsteher des Klosters versichert, in dem Kloster sei kein Europäer gepflegt worden und seine Bibliothek besitze kein Buch über den Propheten Issa und habe noch nie eines besessen.“

Wir hatten die Beweiskraft einer Überlieferung nachprüfen wollen. Es gab keine Überlieferung. Und kein Buch. So weit also geht die Unredlichkeit derer, die Christus zu einem Jünger Buddhas erniedrigen wollen!

Ganz erfüllt von dem, was er erfahren hat, macht sich Huldar auf den Heimweg nach Indien. Vielleicht wird er das Wort ergreifen, oder auch die Feder, um das Ergebnis unserer Nachforschungen zu schildern.

Und damit entschwindet die seltsame Gestalt dieses Sadhu unsern Augen, dieses zugleich demütigen und tyrannischen Mannes, der einen kostbaren Füllfederhalter besitzt, aber kein Schuhwerk, dem die Verlockungen der Welt nichts anhaben können, und der sich doch eines Tages verstohlen mit dem Kamm durchs Haar fuhr, ehe wir in eine Kirche traten. Was

bedeutete mir diese Begegnung? Ein amüsanter Zwischenspieler? Eine unverhoffte Gelegenheit, in Bergen von alten Handschriften zu wühlen? Nein, sie hat mir die ganze Bedeutungsschwere dieses Dilemmas vor Augen geführt, das sich Synkretismus nennt. Der Versuch ist so alt wie die Vermischung von Kulturen und der Streit der Religionen: die Römer haben die etruskischen Gottheiten und die griechische Götterwelt nebeneinandergestellt, die Gnostiker das Evangelium mit den Mysterien verquickt, in Indien wollten die Sikhs den streng monotheistischen Islam mit dem unübersehbaren Göttergewimmel der Hindus verbinden, und heute stellt man im Osten wie im Westen die Frage nach dem Verhältniswert der großen Religionen und ihrer Ausdrucksformen in der europäischen Gesellschaft und in der überkommenen Weisheit Asiens.

Hochtrabende Salongespräche über das Für und Wider des Synkretismus führen und in ihm leben ist zweierlei. Unser Sadhu Huldar hat sich für die strengere und anspruchsvollere der beiden Möglichkeiten entschieden. Er ist Christ und widersetzt sich jedem Versuch, Christus aus den menschlichen Werten und Idealen zu begreifen. Er scheut nicht Zeit noch Mühe, um die Einzigartigkeit Jesu zu beweisen. Aber er ist Inder. Für ihn gibt es keine Absage an Geist und Tradition seiner Heimat, im Gegenteil: er lebt in beiden und sucht ihnen neues Leben einzuhauchen. Er tritt für die höchsten Werte Indiens ein, für die Bewahrung seiner gesamten Kultur und seines schöpferischen Geistes. Sein Glaube soll darin Gestalt gewinnen.

Er wandert auf einem schmalen Grat. Die Kleider und der Bart des Sadhu, die Vorliebe für Askese und Pilgerschaft können leicht eine zweideutige Lage schaffen und den Hindus das Gefühl geben, man wolle sie täuschen. Sie bringen auch die Gefahr mit sich, von den europäisch erzogenen Christen nicht verstanden und abgelehnt zu werden, die rufen könnten: „Irrweg, Synkretismus!“ Wie weitgehend soll man aber versuchen, die östlichen Traditionen des Orients einzubeziehen, Traditio-

nen, die aus dieser indischen (oder tibetischen) Gesellschaft stammen und so stark geprägt sind von unannehmbaren Religionen?

Die Person Huldars steht wie ein Symbol dieses Zusammenpralls vor uns. Im Schnittpunkt der Kulturen und der Religionen wirkt er mit allen ihm zur Verfügung stehenden Mitteln: mit den Sandalen des Pilgers und dem Füllhalter des Meinungsforschers, der Meditation des Klausners und der Leidenschaft des Predigers.

Während wir dazu neigen, die abendländische christliche Kultur und die Lebensweisheit des Ostens für unvereinbar zu halten, hat er sich dafür entschieden, ganz und gar Christ zu sein und ganz und gar Orientale zu bleiben.

Zu diesem Thema seien folgende Werke empfohlen:

E. D. Soper, *The inevitable choice, Vedanta philosophy or Christian Gospel.*

H. v. Schweinitz, *Buddhismus und Christentum.*

F. Weinrich, *Die Liebe in Buddhismus und Christentum.*

CHRIST, ABER TIBETISCHER CHRIST

Dicke Brillengläser in schwarzer Schildpattfassung, rabenschwarzes Haar, das seit langem mit keiner Schere in Berührung gekommen ist, lachende Augen, deren verschmitzter Ausdruck durch die Gläser noch verstärkt wird — das ist Tsetan Puntsok. Obwohl er sich sehr geradehält in seinem dunklen Gewand (was er sich auch als ein Mann der guten Gesellschaft schuldig ist), läßt uns sein kleiner Wuchs doch eher an ein Kind denken als an einen Dorfjunker, der als achtbares Mitglied der tibetischen Aristokratie unter seinesgleichen sehr angesehen ist.

Er ist 1909 geboren (einer der wenigen Tibeter, die ihr Alter angeben können!) und war der zweite Sohn einer ladakhischen Adelsfamilie. Sein Vater, ein Vetter und Berater des Königs, war ein frommer Mann, und so wuchs Tsetan Puntsok in einer

Atmosphäre strengster buddhistischer Frömmigkeit auf. Da er die Güter und die Stellung seines Vaters nicht erbe, wartete scheinbar nur das Leben eines unbeschäftigten jungen Adligen auf ihn. Doch sein älterer Bruder starb, als er selbst noch die Grundschule besuchte, und so wurde er als einziger Sohn Erbe eines Riesenvermögens und eines Fürstentitels. Mit vierzehn oder fünfzehn Jahren trat er in den Verwaltungsdienst von Kaschmir und stieg rasch innerhalb der Kataster-Abteilung vom Hilfs-Feldmesser zum städtischen Feldmesser und dann zum Bezirks-Katasterbeamten der Hochebene von Rupsho auf. Aus dieser Zeit stammen seine guten Beziehungen, sein Ansehen und sein Einfluß unter den Nomadenstämmen, bei denen er sich aufhielt.

Die mehrfachen Wechsel des Wohnsitzes und seine Berufstätigkeit änderten nichts an Tsetan Puntsoks streng religiöser Lebensführung. Er war in guter Schule bei einem der berühmtesten Äbte von Ladakh, dem Vorsteher des Klosters Rizong, und vollzog getreulich die täglichen buddhistischen oder vielmehr lamaistischen Riten und Bräuche: Fußfall, Gebet, Opfer — er war sehr darauf bedacht, auch die geringsten kultischen Obliegenheiten zu erfüllen.

Als nun auch sein Vater starb, wurde er sich unvermittelt der Gebrechlichkeit des Lebens und der Bosheit der Welt bewußt. Als guter Buddhist zog er daraus die Konsequenzen: Er beschloß, sich von der Welt und ihren Leiden abzuwenden und Mönch zu werden. Aber kaum war er im Kloster Rizong angelangt, als auch schon seine Familie kam und ihn wieder herausholte und seinen Eintritt in den Orden verhinderte, indem sie ihm klarmachte, daß seine neue Pflicht als Familienoberhaupt darin bestehe, auf seinen Gütern zu leben und zu heiraten, um für den Fortbestand des Geschlechtes zu sorgen. Das tat er dann auch, indem er die Leitung eines der größten Krongüter des Landes übernahm. Aber gleichzeitig drang er immer tiefer in seine Religion ein und befließigte sich einer strengen

geistigen Askese in Form von immer verwickelteren Andachtsübungen.

Als nachahmenswertes Vorbild für seine Meditation wählte er einen wegen seiner Frömmigkeit und Klugheit bekannten Lama. Indem er sich unablässig sein Bild vergegenwärtigte, hielt er ihn sich gleichzeitig als menschliche Verkörperung Buddhas selbst wie auch seiner Lehre und seiner Jüngerschaft vor Augen. Er sah in ihm schlechthin den Herrn und Meister aller Zeiten und Zonen und überdies seinen persönlichen Herrn. Um noch mehr mit seiner Person eins zu werden, bemühte sich Tsetan Puntsok, ihn auf dreierlei Weise zu sehen: erst vor seinen Augen, dann zu seinen Häupten, endlich in seinem Herzen. In der klassischen Haltung der Meditation, mit halbgeschlossenen Augen, mit untergeschlagenen Beinen und aufwärtsgekehrten Sohlen am Boden hockend, ganz gerade und regungslos, schuf er sich kraft seines Geistes einen Meister. Einen Meister, in dem er nicht nur den Quell des Lebens sah, sondern auch die Macht, mit deren Hilfe er von Leid und Sünde, also sozusagen vom Leben erlöst werden könnte.

Tsetan Puntsok zog sich in eine Einsiedelei zurück und lebte in strenger Weltabgeschiedenheit, lesend, meditierend und Tag und Nacht in regungslose Betrachtung versunken. Das bedeutet eine unerhörte geistige Anspannung. Diese buddhistische Meditation versetzt den mystisch Ergriffenen in eine andere Welt, in der sich der Geist gleichsam im Kreise bewegt. Sie löst ihn vollständig ab von der sinnlichen Welt, deren Dasein sie leugnet, und bannt ihn in einen paradiesischen — oder höllischen Zauberkreis. Ein gefährlicher, ein betörender Bannkreis! Die tibetische Sprache hat ein besonderes Wort zur Bezeichnung dessen, der bei dieser religiösen Versenkung den Verstand verloren hat.

Aber Tsetan Puntsok war zu sehr dem Leben zugewandt, zu sehr jeder Freude und jedem Leid geöffnet, um von diesem geistigen Ringen um die Lösung vom Fleischlichen ausgefüllt zu sein. Vor allem war er sich seiner Verantwortung gegenüber der

Gesellschaft zu sehr bewußt, um sich lange durch die eigensüchtigen Träumereien des Buddhismus irremachen zu lassen. Als er eines Tages vor allem Volk und in Gegenwart seines Vetters, des Königs von Ladakh, dem Gott des Mitleids ein duftendes Weihrauchopfer brachte, begann er sich über diese symbolischen Opfer lustig zu machen, die den Anhängern des Lama-Kults das Mitleid ersetzen. Er schien mit seinen Possen gar nicht mehr aufhören zu wollen.

In einer Zelle nahm er sein weltabgeschiedenes Leben wieder auf, um bis in die letzten Gründe seiner Religion einzudringen, las die geistvollsten Bücher und stritt sich mit den großen Mystikern. In dieser Zeit seiner inneren Auseinandersetzung ging er so weit, den Buddhismus von Tür zu Tür zu predigen. Und jedesmal, wenn er einem Hilfsprediger der Mission begegnete, leistete er sich das stets von größtem Erfolg gekrönte Vergnügen, ihm zu widersprechen und ihn öffentlich lächerlich zu machen.

Aber inmitten seines Suchens überfiel ihn immer wieder ein Gefühl der Unbefriedigtheit. Mit einmal entdeckte er die ganze Oberflächlichkeit und Eitelkeit der Lehre, der er anhing. Die Scheinheiligkeit der Mönche stieß ihn ab, und es ekelte ihn, als ihm klarwurde, welche Rolle die erotischen Ausschweifungen in der Jogapraxis spielen. Er war tief niedergeschlagen, als er begriff, daß der Buddhismus von der Gesellschaft nichts wissen will und daß er die menschliche Persönlichkeit auslöscht, indem er die Bedeutung des Ich maßlos übertreibt, es nachgerade zum Mittelpunkt der Welt erklärt und zum Daseinsgrund der ganzen Religion, um es schließlich ins Nichts zerfließen zu lassen.

Des Buddhismus müde, nippt er wie ein Schmetterling am Islam und am Christentum, liest den Koran und die Bibel, sammelt da und dort etwas, selbst in der Hindu-Philosophie, ohne je zu finden, was er so hartnäckig sucht. Er fällt von einem Extrem ins andere. Er wirft alle geistige und leibliche Kasteiung über Bord und stürzt sich in Vergnügungen, die er

sich bisher versagt hat. Er ißt Fleisch, er raucht, trinkt Alkohol und bewegt sich in mehr zweifelhafter als anständiger Gesellschaft. Auf diese Weise sucht er seinen geistigen Hunger zu betäuben.

Um diese Zeit begegnete er dem tibetischen Pastor Yoseb Gergan, dem Bibelübersetzer. Dieser lieh ihm eines jener typisch angelsächsischen Bücher, in denen eine ganze Reihe von Bekennerungen als Zeugnisse für das Heil in Jesus Christus angeführt sind. Tsetan Puntsok las es immer von neuem und erkannte mit Staunen in Christus ein vollkommenes Wesen, rein und ohne Sünde. Er konnte nicht umhin, ihn mit dem Lama zu vergleichen, den er sich zum unumschränkten Herrn und Heiland gesetzt hatte, und mußte feststellen, daß dieser Lama, ungeachtet seiner Würde als Abt, ja ungeachtet seiner Ausbildung in Lhasa nichts war als ein Mensch mit nur allzu offenkundigen Unvollkommenheiten. Christus allein schien ihm ein würdiges Beispiel für die Lebensführung, ein würdiger Gegenstand der Meditation.

Nach langem Überlegen und zahllosen Unterredungen mit Yoseb Gergan setzte er seine Unterschrift auf die letzte Seite des Büchleins, das von seinen Lesern eine persönliche Entscheidung verlangt. Da stand es nun schwarz auf weiß, daß er der Religion seiner Väter absagte, daß er sich aus dem Schoß seiner Familie verbannte, daß er sich aus der ganzen allmächtigen buddhistischen Gesellschaft ausschloß. Er unterzeichnete den Erlaß über die Verfolgungen, die nun gegen ihn entfesselt werden würden. Zugleich aber schrieb er die ersten Worte seines neuen Lebens nieder, das er mit Christus und für Christus zu führen gedachte.

Die Schwierigkeiten ließen nicht lange auf sich warten. Einen Mann von so vornehmer Abkunft, einen so begüterten und angesehenen Mann, einen so guten Kenner des Ladakhi-Volkes hat jeder gern auf seiner Seite. Die Buddhisten waren drauf und dran, einen ihrer Besten zu verlieren. Sie versuchten mit allen Mitteln, ihn zurückzugewinnen.

Erst mit Milde, indem sie ihm Hoffnungen auf den Posten des ladakhischen Premierministers machten, dann mit Gewaltmitteln, indem sie ihn seines väterlichen Erbes zu berauben drohten, auf das er ihrer Meinung nach als Christ und Sohn eines Buddhisten keinen Anspruch habe. Sie griffen zur List und schleppten ihn auf Grund falscher Zeugnisse vor Gericht. Endlich versuchten sie dreimal, ihn einzusperren.

Tsetan Puntsok suchte Zuflucht im Hause Yoseb Gergans, der inzwischen sein Schwiegervater geworden war. Hier lebte er zwei Jahre lang als Gefangener, er wagte das Haus nicht zu verlassen, da man für sein Leben fürchtete. Weit entfernt, sich in seinem Glauben erschüttern zu lassen, ging er gestärkt aus diesen Verfolgungen hervor. In der ständigen Gegenwart Christi fand er täglich neuen Mut und neue Heiterkeit und neue Gründe des Glaubens. So sehr sich seine Feinde auch abplagten, Tsetan Puntsok wich nicht von dem schweren Wege ab, den das Leben eines Christen in Tibet mehr als anderswo darstellt.

Seine Haltung machte Eindruck auf seine Gegner und nötigte ihnen Respekt ab. Allmählich ließen die Angriffe an Heftigkeit nach. Und als die Jahre vergingen, gewann er die Liebe seiner buddhistisch gebliebenen Familie zurück, sein Ansehen bei seinen Untergebenen und seinen Platz in der Gesellschaft und im Rate des Königs. Dieses Ringen hatte seine Persönlichkeit geprägt und vergeistigt. Seine Lauterkeit, sein Mut, seine unermüdliche Güte wiesen ihn als einen Mann aus, der seine geistige Reifezeit abgeschlossen und den Sinn seines Lebens gefunden hatte.

Trotz der unfreiwilligen Unterbrechung arbeitete er weiterhin in der Verwaltung seines Landes. Er durchreiste es nach allen Richtungen, bald hinauf zu den flatternden Nomadenzelten der Hochebene, bald hinunter in die Obstgärten von Skardu unfern des Tieflandes.

Mit vierzig Jahren war er als „Tehsildar“ der höchste Verwaltungsbeamte Ladakhs. Er war der erste Tibeter, der dieses

Amt bekleidete, nachdem es vorher immer nur Männern anvertraut worden war, die aus Indien kamen oder gar aus — England. In dieser Stellung war er gewissermaßen Landeshauptmann, Finanzminister, Steuereinnehmer, Richter, Polizeipräsident und Statthalter in einer Person. Diese Tätigkeiten verliehen ihm eine Machtfülle, die größer war als die des Königs, und das gerade in dem Augenblick, da Indien und in seinem Gefolge Ladakh sich ihrer Eigenschaft als selbständige Nationen bewußt wurden, wo die bewaffneten Banden Pakistans bis zehn Kilometer vor Leh vordrangen, wo die umwälzenden Agrarreformen Kaschmirs die Großgrundbesitzer Ladakhs in Aufruhr versetzten.

Es gelang Tsetan Puntsok nur allzugut, sein Land durch die Schwierigkeiten dieser unbehaglichen Zeit hindurchzusteuern. Seine Redlichkeit, sein klarer Blick, sein Geschick bei der Behandlung seiner Landsleute entfachten von neuem den Haß und die Eifersucht der Buddhisten, die gern einen der ihren an seinem Platz gesehen hätten. Seine Gegner hatten nicht aufgehört, ihn zu umlauern, und in einem Anfall von Wut brachten sie es fertig, ihn mit Hilfe von Anschuldigungen, Protesten und Verleumdungen von seinem Posten zu verjagen. In ihren Augen konnte und durfte kein Christ und schon gar kein bekehrter Tibeter das Geschick der Bewohner Ladakhs in den Händen halten.

Man versuchte, die Ungerechtigkeit zu bemänteln, indem man eigens für Tsetan Puntsok einen Ehrenposten im Informationsministerium schuf. Er aber war all der Machenschaften müde und kehrte den Regierungsgeschäften den Rücken, denen er sich fünfundzwanzig Jahre lang gewidmet hatte. Er träumte von einem bedeutsameren Werk im Dienst eines andern Herrn. Nach so vielen ausweglosen Versuchen sah er deutlich seinen Weg vorgezeichnet: den im Dienste am Christentum.

Schon seit seiner Taufe hatte er am Leben der kleinen christlichen Gemeinde von Leh teilgenommen, sooft ihn seine Ver-

waltungsgeschäfte in die Hauptstadt führten. Im Kreise seiner neuen Glaubensgenossen gewann er alsbald hohes Ansehen als Freund, Berater und Beichtvater, als maßgebender und geachteter Führer. Als ihm auch sein Posten als Sekretär im Informationsministerium entzogen wurde, war sich Tsetan Puntsok sogleich darüber klar, daß ihn nun nichts mehr hinderte, sein ganzes Leben zu einem Zeugnis für Christus zu machen.

Im Frühling 1951 stellte er sich der Kirche in Ladakh als Missionar zur Verfügung.

Als *tibetischer* Missionar im *tibetischen* Land wußte Tsetan Puntsok am allerbesten, wie schwierig es ist, in diesem Lande für die christliche Lehre zu werben. Er wußte, wie gefährlich es ist, einen Glauben zu predigen, der mit so vielen westlichen Zügen belastet ist und der deshalb die Neubekehrten ihren Brüdern zu entfremden und sie von ihrem Volk zu isolieren droht. „Das westliche Gepräge, das das Evangelium im Verlauf der Missionstätigkeit angenommen hat“, so sagte er oft, „ist der tiefste Grund für sein Scheitern hierzulande und für das Mißtrauen, ja die Feindseligkeit, die dem Christentum entgegengebracht werden.“ Welcher Kraftgewinn für die Kirche, künftig über einen Missionar zu verfügen, der aus eben diesem Volke stammte, das es dem Evangelium zu gewinnen galt; und was noch mehr bedeutete: einen Mann von hohen geistigen und künstlerischen Gaben!

So machte sich Tsetan Puntsok ans Werk. Er ließ alle westlichen Verstandeskünste aus dem Spiel und konnte so seinen Brüdern anstatt einer Idee ein Bild Gottes vor Augen stellen. Er verzichtete auf Reden und Erörterungen und verwies sie auf die Musik, die schweigende Versenkung, die bildhaften oder mythischen Ausdrucksformen, nach denen sie Verlangen tragen.

Sein Bemühen ist durch mancherlei praktische Erfolge belohnt worden. Er hat religiöse Gesänge geschaffen, die in der Tonalität das tibetische Ohr ansprechen und deren Text mit

der einheimischen Art des Fühlens und Dichtens im Einklang steht. Sie werden in den Kirchen Ladakhs gesungen und ersetzen hier die allzu westlich bestimmten Litaneien und Choräle, die außerhalb unserer künstlerischen Tradition niemandem etwas sagen können. Diese neuen Gesänge spielen eine Rolle auf den Missionsreisen und werden günstig aufgenommen, ja sie machen auf viele Heiden einen unmittelbaren und tiefen Eindruck.

Auch auf dem Gebiet des Theaters hat sich Tsetan Puntsok betätigt, um der verbreiteten Leidenschaft für schauspielerische Darbietungen gerecht zu werden. Die berühmten Tänze der Lamas, die die große Masse anziehen, sind von religiösen Gehalten bestimmt, die sie in die Nähe des griechischen Theaters oder der mittelalterlichen Mysterienspiele rücken. Das Volk von Ladakh war also für das religiöse Theater von vornherein aufgeschlossen. Für Weihnachten und Ostern hat unser Amtsbruder lebende Bilder entworfen und Stücke verfaßt, in denen das freie Spiel der Phantasie mit feierlicher Würde wechselt, das Grausige mit dem Poetischen, und in denen sich Dialoge von großer Schönheit finden. Die ersten Vorstellungen hatten solchen Erfolg, daß der Tag vielleicht nicht mehr fern ist, wo eine kleine Wandertruppe von Dorf zu Dorf zieht, um auf diese neue Art das Evangelium zu verkünden.

Wahrhaft schöpferisch hat Tsetan Puntsok auf dem eigentlichen literarischen Gebiet gewirkt. Er hat die Mundart Ladakhs zum Rang einer Schriftsprache erhoben, indem er ihre Formen schriftlich festlegte und sie in seinen Veröffentlichungen benutzte. Zugleich ein Meister der klassischen Sprache, ist er als einer der wenigen lebenden Dichter Tibets anerkannt. Seine vielfältigen Dichtungen — religiöse und lehrhafte Gedichte ebenso wie Liebeslyrik — werden überall gelesen, besprochen und bewundert. Eines vor allem, „Achtzig Strophen zum Lobe Christi“, ist ein Meisterwerk.

Darüber hinaus hat er all seine geistigen Gaben und die

Kräfte seines Glaubens an die Übersetzung der Bibel gewandt, die ihn zur Zeit fast ganz beansprucht. In Zusammenarbeit mit den westlichen Missionaren schlägt er eine Brücke zwischen dem Evangelium und seiner tibetischen Heimat.

Merkwürdigerweise stießen seine europäischen Amtsbrüder bei ihm auf keinerlei Gegenliebe, wenn sie ihm vorstellten, welches Interesse tibetische Forschungen bei den Wissenschaftlern unserer alten Welt finden würden. Für Historiker oder Völkerkundler, die sich seine außerordentliche Kenntnis der tibetischen Kultur zunutze machen wollten, war er nie zu sprechen. Er weiß, daß er zu anderem berufen ist, daß seine Berufung gewissermaßen in die entgegengesetzte Richtung weist, und all seine Kräfte reichen ihm noch nicht aus, um die geistigen Brücken von den jüdischen Bergen nach dem Himalaja zu schlagen.

Aber Tsetan Puntsok hat seine erstaunliche Begabung und seine Energie nicht allein in den Dienst eines Missionierungsprogramms eigener Prägung gestellt. Er setzte der Begabung und Neigung zur Meditation, die seiner Rasse eigen ist, ein erhabenes Ziel, indem er die Fragen seines Glaubens durchdachte, um dem Werk, das er inmitten seines Volkes errichten wollte, eine zuverlässige Grundlage zu geben: eine tibetische Theologie und nicht eine jüdische, griechische oder römische.

„Prädestination, Rechtfertigung, Freiheit der Person sind Worte, mit denen wir nichts anzufangen wissen“, stellte er fest. „Als ich noch Buddhist war, versenkte ich mich in die Betrachtung der großen Göttin Tara, indem ich sie mir zuerst vor meinen Augen dachte, dann mir zu Häupten und endlich in meinem Herzen. Heute schöpfe ich meinen größten Reichtum aus Bibelstellen wie dieser: ‚Ich lebe; doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir‘, oder auch: ‚Leben wir, so leben wir dem Herrn, sterben wir, so sterben wir dem Herrn‘, und andere, in denen sich die tiefe Verbundenheit des Gläubigen mit seinem Herrn ausspricht. Für mich ist das Paradies ohne Christus die Hölle, mit Christus sogar die Hölle das Paradies.“

Musik und Dichtung, Dramatik und Erzählkunst, Übersetzung der Schrift und theologische Betrachtung, all das sind Formen, in denen er vor seinen Brüdern sein Bekenntnis ablegt — ein Tibeter, der gesucht hat in der Angst und gefunden hat in der Freude.

MORGENDÄMMERUNG

Ein Bote klopfte an mein Fenster und übergab mir einen Brief. Ich machte große Augen: Er enthielt keine Einladung zu einem der unzähligen Festessen, die einen wesentlichen Teil des Gemeinschaftslebens ausmachen, sondern besagte ungefähr folgendes: „Es wäre uns eine Ehre, wenn Sie an einer Tagung teilnehmen würden, in deren Verlauf wir einen Ausschuß zum Studium der Kultur Ladakhs gründen wollen.“

Ich wendete das Blatt unschlüssig hin und her. Ich erkundigte mich bei dem Boten, der zwar von dem Inhalt des Schreibens nichts wußte, mir aber die Liste der Empfänger dieser Einladung auf sagte: Lehrer, reiche Kaufleute, junge Politiker, führende buddhistische, mohammedanische und christliche Persönlichkeiten, Leute mit literarischen Interessen, im ganzen etwa dreißig. Das Blatt war von einem Christen unterzeichnet, von Joldan, dem Leiter der Oberschule von Leh.

Da ich von Haus aus etwas mißtrauisch bin, klang mir die Sache ein wenig zu patriotisch. Wollte hier jemand unter dem Vorwand volkskundlicher Interessen sein nationalistisches Süppchen kochen? Und mich vielleicht anwerben für eine Bewegung zum höheren Ruhme Ladakhs, Tibets oder Indiens? Eine kulturelle Vergangenheit zu neuem Leben erwecken, um der künftigen Politik eine bestimmte Richtung zu geben? Aber schließlich waren ja nicht nur aktive Politiker unter den Eingeladenen, sondern auch Lamas und Kaufleute, deren Teilnahme der Sache doch ein anderes Gesicht zu geben versprach.

Blieb noch die Frage, ob Joldan, der als Christ bekannt war, in dieser Geschichte nicht die Rolle eines ahnungslosen Werkzeugs spielte. War er eine Marionette in der Hand religiöser Reaktionäre, die mit der Wiederbelebung des Vergangenen zu verstehen geben wollten, daß die Kirche ein europäischer Import sei, unvereinbar mit der Denkungsart und den Zielen des Volkes? Aber Joldan ist als Strohmann nicht zu gebrauchen, er hat ebensoviel Format wie die, denen es einfallen könnte, ihn vorzuschieben. Sein Glaube ist hellichtig genug, um eine Zweideutigkeit, die der Kirche abträglich sein könnte, zu durchschauen. Was also bedeutete diese Einladung?

Da half nur eines: hingehen und sich die Sache anschauen.

Fast alle Eingeladenen waren erschienen, sogar solche, die eine Tagereise von Leh entfernt wohnten. Mir bot man einen Ehrenplatz an, in der Mitte der Reihe gegenüber dem Eingang. Ich nahm an, im Geiste verdrückte ich mich aber in eine Ecke, fest entschlossen, Augen und Ohren offenzuhalten und keinen Ton zu sagen. Joldan hielt eine vorsichtige, schon fast nichts-sagende Ansprache. Dann entspann sich eine Unterhaltung, wie sie hierzulande üblich ist, mit knapper Rede und Gegenrede, verziert durch Monologe, die sich zu kleinen Vorträgen auswachsen.

Ich glaubte meinen Ohren nicht zu trauen. Die jungen politischen Wortführer machten einen oder zwei Einwürfe, aber nur, um sich zu vergewissern, daß die Zusammenkunft — die ganz offensichtlich nicht von ihnen ausging — nicht reaktionär gegen das moderne Indien und Kaschmir eingestellt war. Es wurde schnell klar, daß das Ganze nicht das mindeste mit politischer Alchimistenküche oder übelduftendem Nationalismus zu tun hatte, sondern daß etwas unendlich viel Einfacheres, Harmloseres und zugleich Liebenswerteres dahinterstand: der Kummer, den manche empfanden über das Hinschwinden der Traditionen, der heimischen Bräuche und der volkstümlichen Ausdrucksformen, die allen teuer waren. Es wurde lange von

den Volksliedern gesprochen, die zu bestimmten, unvergessenen Gelegenheiten von dem und jenem Komponisten oder Verfasser geschaffen worden waren. Obwohl niemals niedergeschrieben, werden die Verse bei abendlichen Zusammenkünften gesungen, aber allmählich geht der eine oder andere verloren, oder die Worte werden verfälscht und verderbt, je mehr die Jahre dahingehen. Alle waren sich darüber einig, daß man etwas tun müsse, um die lustigsten und anmutigsten Lieder zu retten.

Dann griff die Unterhaltung auf benachbarte Themen über. Irgend jemand sprach von Büchern, Chroniken und Biographien. Ein Lehrer klagte, seine Schüler wüßten nichts von der Vergangenheit ihrer Heimat. Ein Kaufmann gestand, daß es ihm nicht besser gehe, und fügte hinzu, er habe keinen größeren Wunsch, als etwas darüber zu hören oder zu lesen. Der Schatzmeister des Königs, der in seinen Eigenschaften als Lama und als Hofbeamter zugegen war, erwiderte, daß ja die königliche Bibliothek nicht verschlossen sei und daß er sich sogar erbiete, jedem behilflich zu sein, der sie benutzen wolle. Allgemeine Überraschung! Mein Nachbar, der wie ich Absichten auf die Chroniken des Herrscherhauses hat, blinzelte mir zu.

Allmählich kamen greifbare Vorschläge: Einer teilte mit, daß er sich eine bestimmte Handschrift verschaffen könne und bereit sei, sie auszuleihen. Gergan schlug vor, eine „Liste historischer Denkmäler“ aufzustellen. Einige wollten die Wandgemälde der Klöster studieren. Tsetan Puntsok erbot sich, kleine Vorträge über den Ursprung der tibetischen Schrift und die Entwicklung des Liedes zu halten.

Plötzlich wurde mir bewußt, wie gegenstandslos meine ersten Befürchtungen gewesen waren. Wir hatten es hier nicht mit einem nationalistischen Unternehmen zu tun, wohl aber mit dem Erwachen eines Nationalbewußtseins. Nicht mit der stillschweigenden und gleichsam mechanischen Anerkennung der Tradition, unter der Asien nur zu oft leidet, sondern mit dem

Bewußtwerden der Vergangenheitswerte. Die meisten dieser Kaufleute, Lehrer und sogar der Priester hatten auf Geschäfts- oder Studienreisen oder auf Wallfahrten einen Teil Indiens kennengelernt. Anstatt von dort eine voreilige Bewunderung für den Geist Indiens oder die abendländische Kultur, soweit sie in den indischen Städten in Erscheinung tritt, mitzubringen, waren sie den neuen Eindrücken nicht erlegen, sondern hatten diese Kultur sachlich zu beurteilen gesucht, weniger um sie zu kritisieren, als um zu sich selbst zurückzufinden. Und im Vergleichen und in der Gegenüberstellung war ihnen die Bedeutung ihrer eigenen Vergangenheit aufgegangen. Eine Entdeckung, die alles übertraf, was ich für möglich gehalten hätte! Ein Volk, vertreten durch seine Führer, entdeckte die Sonderstellung seiner Kultur und gab zugleich ein Werturteil ab über seine Sprache, seine Literatur, seine Künste, seine Überlieferungen, mit einem Wort: seinen Geist.

Sehr nachdenklich ging ich nach Hause. Wir hatten einen Kulturverein gegründet mit verschiedenen Gruppen, die sich an eine planmäßige Forschungsarbeit machen sollten. Für mich eröffnete sich dadurch die Aussicht, an einige verstaubte Bücher heranzukommen, deren Lektüre ich schon lange aufgegeben hatte. Aber mehr noch als dieser Verein, diese Studien, dieser Bücherstaub beeindruckte mich etwas anderes: die helle Freude, die ich auf den Gesichtern las, die Freude dieser Menschen, die ihre eigene Begeisterung entdeckt hatten. Gewiß, schon vorher hatten sie die Überlieferungen, die Spuren ihrer Vergangenheit geliebt, aber künftig würden sie sich der tätigen Pflege dieses Erbteils widmen, würden ihre ursprünglichen Werte hüten und bewahren oder ihnen neue Ausdrucksmöglichkeiten sichern. Ihr Nationalbewußtsein hatte sich an der Aussprache über Bilder, Gedichte und Lieder entzündet . . .

Besonders bezeichnend für dieses Erwachen des Nationalbewußtseins ist der Versuch, die in Ladakh gesprochene tibe-

tische Mundart zur selbständigen Sprache zu erheben, obwohl sie niemals geschrieben worden ist. Diese Bewegung, die von meinem Freunde Tsetan Puntsok ausgegangen und dann mit seiner Person in Bann getan worden war, schien eine Zeitlang nichts anderes zu sein als der Ausdruck eines persönlichen Streites zwischen dem christlichen Führer und dem Führer der Lamas. Aber die Bedeutung ist eine ganz andere.

Ursprünglich hatte die Bewegung rein erzieherische Ziele. Tatsächlich ist die klassische tibetische Sprache vor mehr als dreizehn Jahrhunderten geschaffen worden. Seitdem wurde ihr Wortschatz nur geringfügig erweitert, und gegen das Ende des Mittelalters erfolgte eine unbedeutende Reform der Rechtschreibung. Ihre Grammatik jedoch und vor allem ihr Geist haben sich nicht gewandelt. Nun bilden sich aber in diesem ungeheuer weitläufigen und unvorstellbar unterteilten Land Dutzende von Mundarten. Heute kann ein Ladakhi keinen Tibeter aus dem Osten ohne vorausgehende Sprachstudien verstehen, ja nicht einmal einen Mann aus Baltistan, das sich gleich im Westen anschließt. Andererseits hat er die tibetische Hochsprache (die in Tibet von niemand und nirgends gesprochen wird) so gründlich vergessen, daß er sie nicht mehr ordentlich schreiben und nur mit Mühe lesen kann.

Hin und her gerissen zwischen dem angeborenen tibetischen Hang zum Hergebrachten und dem Wunsch, den Schülern eine von lebendigen Kräften getragene Sprache zu vermitteln, entschlossen sich Tsetan Puntsok und einige andere, einen Trennungsstrich zwischen dem klassischen Tibetisch und der heutigen Umgangssprache zu ziehen. In der Grammatik wie im Wortschatz galt es, Schritt für Schritt die Besonderheiten des Ladakhi-Dialekts von den Eigenheiten der Hochsprache zu unterscheiden. Auch mußte die Rechtschreibung festgelegt und ein der Aussprache angepaßtes Alphabet gefunden werden. Die Bedeutung eines solchen Unternehmens leuchtete mir sogleich ein, und so machte ich mich daran, diese neue Sprache zu studieren und ihre Grammatik aufzuzeichnen.

Wir wollten den Schulmeistern ein wenig ins Handwerk pfuschen. Der Erfolg war überwältigend: Die Kinder waren entzückt, ohne Schwierigkeiten so schreiben zu können, wie sie sprachen, und sie eigneten sich im Nu die vorgeschlagene Schrift an. Auch Erwachsene legten nach und nach den abergläubischen Respekt vor den überkommenen Formen ab (die sie übrigens schlecht genug beherrschten) und bedienten sich beim Briefwechsel der neuen Sprache. Öffentliche Bekanntmachungen erschienen in der Mundart. Abhandlungen und Broschüren, in denen die klassische Sprache nach einem bestimmten Plan mehr und mehr zurücktrat, wurden gedruckt und mühelos abgesetzt.

Auf diese Weise ging die Bewegung über uns hinweg. Der eine oder andere ihrer Förderer hoffte dabei, vielleicht unbewußt, die Hauptwerte der ladakhischen Traditionen zu bestätigen, die den modernen Dialekt zuwege gebracht haben. Ob diese Absicht wohl von denen bemerkt wurde, die das neue „Sprachwerkzeug“ benutzten? Oder hat die neue Sprache verborgenen Neigungen im Volk eine bestimmte Richtung gegeben? Ich weiß es nicht. Jedenfalls empfanden manche, und zwar einflußreiche Leute, die Erhebung der Mundart zum Rang einer anerkannten Schriftsprache als eine symbolische Bestätigung der besonderen Eigenart Ladakhs. All diese Täler und Hochflächen schienen nun dank der plötzlich zutage getretenen sprachlichen Selbständigkeit eine in sich geschlossene geographische und volkliche Einheit zu bilden. Man spürte, daß Ladakh ganz bestimmte geistige Wesenszüge hat, die sich in der Sprache spiegeln, aber im Geist des Landes wurzeln. So erwuchs ein Nationalbewußtsein aus einer Bewegung, die keinerlei politische Ziele verfolgte.

Die weitere Entwicklung geht über den Rahmen unserer Darstellung hinaus. Ich teile nur das Wichtigste mit, um zu zeigen, welche Wirbel derartige Schritte in einer sich eben erst formenden Gemeinschaft verursachen können, und um von den persönlichen Folgen zu berichten, die daraus für unsern Freund Tsetan Puntsok entstanden.

Wenn auf dem Weg über die Sprachwerdung einer Mundart ein ladakhischer Partikularismus Gestalt annahm, so geschah das nicht im leeren Raum. Er mochte wollen oder nicht, er konnte sich seiner selbst nur bewußt werden im Gegensatz zu andern politischen Gedanken und Zielsetzungen. Und damit nahmen die Dinge eine betrübliche Wendung.

Die religiösen Oberhäupter fürchteten, dieses Nationalbewußtsein richte sich gegen Lhasa und das eigentliche Tibet, die Hochburg des Lama-Buddhismus. Sie erblickten in der Reform der Grammatik und des Wortschatzes eine Absage an die überlieferte, religiös bestimmte Literatur Tibets. Jede orthographische Vereinfachung war ein Schandfleck in den heiligen Schriften. Sie verurteilten das Unternehmen als modernistisch und ketzerisch.

Umgekehrt meinten manche örtlichen politischen Führer, dieses erwachende Volksbewußtsein richte sich gegen Srinagar und Kaschmir, von wo mit der politischen Verwaltung auch der soziale Fortschritt herkommt. Den Wert der ladakhischen Sprache herausstellen hieß beinahe, dem Hindi die Fehde ansagen, der amtlichen Sprache Indiens und Kaschmirs, die für die Einheit Indiens von großer Bedeutung ist. So sahen sie darin einen keimenden Widerstand gegen die Indische Union, zu der Ladakh gehört.

Volkskundgebungen und Prozesse lösten einander ab. Hauptsächlich wurde Tsetan Puntsok als hoher Beamter von Kaschmir aufs Korn genommen. Verärgert und am Ende seiner Geduld, zog er sich schließlich von den Staatsgeschäften zurück. Aber nicht, um klein beizugeben. Die falschen Auslegungen, die seine Sache erfahren hatte, konnten seinen Glauben an ihren Wert nicht erschüttern, und sobald er einfacher Bürger geworden war und seine Bewegungsfreiheit zurückerlangt hatte, fing er von neuem an, in der Mundart, die er zum Rang einer Sprache erhoben hatte, zu schreiben und zu singen, um einer Kultur zu dienen, die sich auf diese Weise seinen Landsleuten besser erschloß.

So kam es zu einer wahren Renaissance. Dank einigen Männern, die sich über die Zukunft ihres Landes Gedanken gemacht hatten und die Werte ihres Erbes zu würdigen wußten, ist die tibetische Sprache zu neuem Leben erwacht. Sie trägt Züge jugendlicher Unbekümmertheit, sie bewahrt gleichwohl den Reichtum, die Feinheit, den Geist ihrer mehrhundertjährigen Vergangenheit.

Ich habe durchblicken lassen, daß der Nationalismus mir Sorge macht, und ich nehme nichts von dem zurück, was ich damit sagen wollte. Die heutige europäische Generation weiß nur zu gut, zu welchen Entartungserscheinungen er führen kann, um nicht zu schaudern, sobald er sich irgendwo zeigt. Doch neben dem negativen Nationalismus, der mit der Unterdrückung der andern endet, gibt es eine Vaterlandsliebe, die das Volk von Fremdherrschaft oder innerer Unterdrückung befreien will, um es zu der Mündigkeit zu führen, die ihm zukommt. Für den Asiaten ist eine solche Vaterlandsliebe die wundervolle Hoffnung von morgen. Sie ist auch eine Wirklichkeit von heute, wie die Nationen beweisen, die von Männern wie Mahatma Gandhi geführt werden. Auch Gefährten und Nacheiferer dieses Propheten bedienen sich des nationalen Gedankens als eines mächtigen Hebels — er beginnt selbst die Felsen Ladakhs zu erschüttern.

Es hat mich anfangs überrascht und erschreckt, daß auch einige Christen in dieser Bewegung tätig waren. Aber ihre Mitarbeit ist so sachlich und so fruchtbar, daß ich ganz von meinen Besorgnissen abgekommen bin. Sie machen nicht mehr als ein Prozent aus, und diese winzige Gruppe war immer in Gefahr, sich dem Gesamtvolk zu entfremden und sich um den Missionar zu scharen, und damit hätte sie als Anhängsel der „Station“ mehr oder weniger als Fremdkörper im eigenen Lande gewirkt. Ich bin je länger je mehr überzeugt, daß dieses Nationalgefühl für die Christen des Himalaja eine Notwendigkeit

ist — und auch für andere. Es ermöglicht ihnen, wieder den Anschluß an die Volksgemeinschaft zu finden und für deren Wohl tätig zu sein. Keinesfalls handelt es sich dabei um ein Manöver, nur zu dem Zweck, an das Volk heranzukommen, um es zu sich herüberzuziehen. Sie wollen vielmehr ins Volk, in die „Welt“ hineingehen, weil die Liebe Gottes sich letztlich auf die ganze Welt und nicht nur auf die Gemeinschaft der Bekehrten erstreckt. Viele Christen in Indien bejahen diesen Wert eines Nationalismus, selbst eines politischen Nationalismus, und diese Auffassung gewinnt auch in Ladakh an Boden.

Aber es gibt auch eine andere Haltung, die der ersten verwandt ist und die man einen kirchlichen Nationalismus nennen kann. Die junge Kirche nämlich wird sich ihres eigenen Wertes bewußt und lehnt sich gegen die Bevormundung des weißen Missionars auf. Gewiß, diese Väterlichkeit der Missionare wird schon seit langer Zeit verurteilt, aber man begegnet ihr immer wieder, und nicht bloß im Himalaja . . . Die Kirche Ladakhs ist in eine Phase des zunehmenden Nationalismus eingetreten. Ich habe das mehr als einmal während meines Aufenthalts bemerkt, und manchmal zu meinem Schaden. Die Kirche wurde sich darüber klar, daß sie in ihren Reihen Leute hatte von dem Holz, aus dem man die verantwortlichen Führer schnitzt, und daß sie es wagen konnte, sie zu stützen und ihnen Gefolgschaft zu leisten. In ihr entstand der Wunsch, die Initiative in materieller wie in geistiger Beziehung zu ergreifen.

Keiner Missionarsweisheit ist es gelungen, den Tag heranzubringen zu lassen für die volle Unabhängigkeit der jungen Kirchen und für ihre Zusammenarbeit mit den Kirchen Europas. Diese Morgendämmerung vollzog sich im Zeichen des Nationalismus. Politisch, aber auch religiös gerichtet, trägt dieses nationale Erwachen die Merkmale einer tiefgreifenden Wandlung. Es geht nicht ohne Reibungen ab, wenn Menschen, die vor kurzem noch unsere Handlanger waren, zu Partnern werden. Dieser Krise muß der Europäer mit Aufrichtigkeit und echter Demut be-

gegenen. Und er braucht darüber hinaus Mut und Glauben, um es ertragen zu können, daß die von ihm geliebten Menschen die Gefahr einer nicht wieder rückgängig zu machenden Lösung laufen.

Wir hatten die Absicht, den Christen Ladakhs bei diesen Bestrebungen zur Seite zu stehen, ja ihnen schließlich so viel Verantwortung zu überlassen, wie sie verlangten, vielleicht mehr noch als sie erhofften. Seit kurzem lehnen wir es zur großen Beunruhigung mancher Leute ab, in Angelegenheiten der Kirche noch irgendwelche eigenen Entscheidungen zu treffen. Wir glauben, ihr derart treuer zu dienen, indem wir sie ihren eigenen Weg zur Befestigung ihres Ansehens und ihrer geistigen Kräfte finden lassen.

Aber als wir die Kirche diesem Wagnis überließen und dabei hofften, der Sauerteig des Evangeliums werde das Volk durchdringen, an dem wir nach dem Willen Gottes gearbeitet haben, so leitete uns dabei noch ein anderer, in die Zukunft weisender Gedanke. Wir glauben, daß der Tag kommen wird, an dem dieser „kirchliche Nationalismus“ über sich hinauswächst, an dem er in Selbstbestimmung seine zurückgefundene Freiheit in die Hände dessen legt, der allein das Recht hat, ihr Meister zu sein. Um eines Tages alle in ihm vereint zu sein, muß vorerst jeder zu sich selbst finden.

EIN ANDERER HIMALAJA

Es gilt Abschied zu nehmen von diesem Hochtal des Indus, von diesen Himalaja-Bergen, deren Silhouetten sechs Jahre hindurch unsern Horizont bildeten, von diesen sandigen Ebenen unter blauem Himmel, in deren Einsamkeit die Werke und Tage der Tibeter einander ablösen, und so sind wir noch einmal auf den Hügel hinaufgestiegen, von dem man den ganzen

Ort überschaut. Drei Minuten von unserem Haus zweigt ein Pfad von den Feldern ab, der in eine sandbedeckte Talmulde führt. An manchen Stellen hinterlassen unsere Schritte keine Spuren, so fest ist diese Schicht aus abgesprungenen Granitkristallen. Nirgends ein Kieselstein. Überall ist der Boden von der Kraft des Windes geformt. Die runden Seitenwände des Kessels gewähren nirgends eine Fernsicht.

Das Tal endet in einem zerklüfteten Halbrund. Von Steinhäufen zu Steinhäufen klettern wir hinauf, Stufe um Stufe. Auf einer Terrasse wird eine Mauer mit einer niedrigen Tür und einer Fensterluke sichtbar, eine verlassene Einsiedelei. Einsamkeit, schlimmer: Weltflucht . . .

Auch wir sind im Begriff, diese Menschen zu verlassen. Werden wir zurückkehren? Es geht sich schlecht in diesem Schutt. Der Schuh findet keinen festen Halt, bei jedem Schritt rutscht man aus. Wir wollen noch einmal von oben auf diese Oase von Leh hinabschauen, und zugleich fürchten wir uns davor.

Zwischen uns beiden klettert unser kleiner Jean-Otpal. Wenn auch das Gedächtnis des Dreijährigen keine Erinnerung daran aufbewahren wird, soll er doch das Land schauen, in dem er geboren ist. Noch weiß er nichts von einem Gestern, einem Morgen. Ein Ausflug mit den Eltern ist eine feine Sache. Das Geröll gibt nicht nach unter seinen kleinen Füßen . . .

Irgendwo ein leises Brummen. Hinter einem Felsblock liegt ein Yak. Er hebt den Kopf und sieht uns lange unverwandt an, dann wendet er sich ab und widmet sich von neuem dem Geschäft des Wiederkäuens.

Um dem langweiligen Schutt zu entgehen, sucht sich jeder seinen Weg durch die Felsen, packt mit beiden Händen den Granit, um einen Vorsprung zu erklimmen, oder balanciert vorsichtig über eine Platte.

Auf der Höhe empfängt uns ein schneidender Wind. Es ist April, der Himmel ist bedeckt und verkündet Tauwetter. Wir kuscheln uns in eine Felsnische, sechshundert Meter über dem Tal. Noch hat

die Oase ihr grünes Kleid nicht angelegt. Die viereckigen Häuser liegen wie kleine Würfe auf dem nackten Boden der Wüste.

Auf einmal würgt es mich in der Kehle: Wie erschreckend ist doch die Einsamkeit dieser Welt hinter dem Himalaja! Steine, nichts als Steine! Nichts als Wind! Die Farben waren nur eine Augentäuschung im Spiel des Sonnenlichts. Von dem schmalen Bachbett bis zu den geborstenen Hügeln nichts als ein mineralisches Reich, ohne Leben, zerschrammt, zu Kristallen verhärtet. Was hält die Tibeter in dieser Wüste? Was hält sie in ihrer Gesellschaftsordnung, in ihrem versteinerten Leben?

„Kannst du dir amerikanische Traktoren in der Ebene von Leh vorstellen?“

„Oder einen Bergwerksstollen, einen Bohrturm am Fuß des Hügels?“

Hier liegt das Problem. Jahrelang hat es uns bedrückt — vielleicht ohne unser Wissen. Der Augenschein trügt: dieses Land ist nicht für alle Zeiten verschlossen. Wäre es das, ich sähe darin nur ein Studienobjekt. Vielleicht ein aufregendes, aber doch einen Museumsgegenstand mit irgendeiner Aufschrift. Nein, die tibetische Gesellschaft lebt nicht unter einem Glassturz. Verbindungsfäden, so schwach sie sein mögen, laufen von ihr zur übrigen Welt. Und die Erfahrungen von Peru, von Grönland, von der Sahara und so viele andere bringen uns genugsam in Erinnerung, welches erstaunliche Ausmaß diese Verbindungen plötzlich annehmen können.

Während ich an diesem grauen Tag meine Blicke über die öde Landschaft schweifen lasse, läßt mich die Frage nicht los, ob nicht auch ich, wie andere, dieses Land in zu rosigem Lichte sehe, ob ich nicht in dieses Volk, in seine Kultur, in sein Leben mehr Schönheit und höhere Werte hineingesehen habe, als darin vorhanden sind. Man ist so leicht versucht, über das Abendland zu urteilen und es abzuurteilen, sobald man von dem überwältigenden Zauber des Orients gekostet hat, ist versucht, die Werte Tibets zu überschätzen, einfach, weil es tibetische Werte

sind und weil das Exotische uns immer wieder magisch anzieht. Vielleicht sind wir diesem Zug zur Fremde verfallen, dieser Verlockung des Ostens, einem Fernweh, das mächtiger war als das Heimweh und die Anhänglichkeit an unsere abendländischen Werte.

Besinnen wir uns, denken wir an das freilich zu weitgehende und bis zum Überdruß zitierte Wort Kiplings: „East is East and West is West and never the twain shall meet.“ Wir, die wir im Abendland geboren und von ihm geprägt sind, wir dürfen nicht leichtfertig behaupten, wir hätten diese oder jene Seite des hundertgesichtigen Orients begriffen. Was besagt im Grunde die eine oder andere Bezeichnung für diese Gegensätzlichkeit? Niemand hat das auf eine klare Formel gebracht, und ich empfinde die Aussichtslosigkeit des Versuchs, weil zu viele und kaum faßbare Momente im Spiel sind, die sich einer genauen Begriffsbestimmung entziehen. Aber es gibt Grenzen, die der menschliche Geist nicht überschreiten, jedenfalls nicht ungestraft überschreiten kann. Man denke nur an gewisse Erscheinungen des tibetischen Lebens: Unserem Glauben widerstrebt dieser menschliche Optimismus der Buddhisten, der den Menschen zu seinem eigenen Heiland machen will. Unser soziales Gewissen sträubt sich gegen die Haltung der Abkehr, in der diese Menschen leben, die nicht Persönlichkeiten werden und eine Verantwortung gegenüber der Gesellschaft tragen wollen. Als Gatten und als Eltern empören wir uns, wenn wir sehen, welche Feilscherei sich abspielt um diese ungeheuerliche Einrichtung, die von den Tibetern Ehe genannt wird. Gestehen wir uns ein, daß wir den Orient in zu strahlendem Lichte sahen, und zugleich, daß gewisse nationalistische Orientalen und gewisse ahnungslose Abendländer sich in die Hände arbeiteten, um uns Funzeln als Laternen und die Jogalehre als das Licht anzubieten.

Und doch, Asien ist nun einmal da, und Tibet ist seine Mitte. Schon sein bloßes tatenloses Dasein würde ein Fragezeichen

bedeuten am Rande der europäischen Kultur, einen Zweifel an gewissen Werten, die für uns Lebensnotwendigkeiten sind und von denen der Tibeter absolut nichts wissen will. Aber Asien ist nicht untätig. Der Tibeter ist nicht wie der Yak, an dem wir eben vorüberkamen, der uns nur ansah und sich gleich wieder abwandte, um besser wiederkäuen zu können. Bei dem Querschnitt durch die tibetische Gesellschaft, den wir uns zur Aufgabe gemacht haben, sind Erzadern zutage getreten, verborgene Edelsteine, ernstzunehmende Werte: ein lebendiges Kunstschaffen, eine religiöse Schöpferkraft, die den höheren Lebensfragen zugewandt ist, und vor allem einige Persönlichkeiten von wirklichem Format.

Es gab einmal mehrere Indien: das englische, das französische, das der Maharadschas. Jetzt gibt es noch zwei: das alte Indien, das am Absterben ist, und das andere, das eben seine ersten Schritte tut und aller Hoffnungen und Versprechungen voll ist, die im Auge eines Kindes glänzen. Das alte Tibet jedoch hat trotz des dramatischen kommunistischen Zwischenspiels (das ich nicht näher untersuchen konnte noch wollte) nichts von seiner Selbstsicherheit verloren. Es ruht fest in sich selbst, in seiner Gewißheit, der Mittelpunkt der Welt und ihr Heiligtum zu sein.

Aber wird das neue Tibet geschaffen werden? Wird es ein totgeborenes Kind? Es wird bestimmt geschaffen. Die Interessen der Ölmagnaten, der Militärs, der Politiker werden es schon fertigbringen, seine Tür zu entriegeln und die Begegnung zwischen Tibet und dem Abendland stattfinden zu lassen, zwischen dem Wanderhirten und dem Rechenschieber, dem Yak und dem Bulldozer.

Es springt nichts heraus bei diesem Grübeln über das Ob und Wie. Und doch gehen unsere Augen ruhelos hin und her zwischen den Dörfern, den ausgetrockneten, gefrorenen Äckern, den sand- und steinbedeckten Hügeln, als wollten sie ergründen, was aus diesem geliebten Land werden mag, wenn erst

Straßen es durchziehen, wenn ein Staudamm das Industal durchschneidet. Der Zusammenstoß zwischen den zwei Gesellschafts- und Lebensformen wird um so schroffer empfunden werden, je weiter die Ursprünge der tibetischen Welt in ein entlegenes Zeitalter zurückreichen.

Wird es ein vernichtender Zusammenstoß sein, wie ihn Afrika nur zu oft erlebt hat? Ein Orkan, der die alten Bäume entwurzelt im Angesicht eines verstörten Volkes? Unser Glaube wehrt sich gegen diese Vorstellung. Sicherlich wird in diesem Land, das eine solche Ausnahmestellung einnimmt, mehr als ein Ruinenfeld übrigbleiben, wenn der erste Traktor seinen Einzug gehalten hat. Nicht umsonst wird sich Tibet seine Unberührtheit bis heute bewahrt haben.

Das soll nicht heißen, daß ich in der Welt von morgen diese oder jene Seite der geistigen oder künstlerischen Kultur des Landes unbedingt erhalten wissen will wie einen Findlingsblock. Ich erwarte nicht länger einen weisen Ausgleich zwischen dem Zeitalter der Atome und dem Zeitalter vor der Erfindung des Rades, in dem sich Tibet noch befindet. Anscheinend sucht Indien, wenigstens auf landwirtschaftlichem Gebiet, nach solch einem Ausgleich. Vielleicht wird es ihn finden. Aber es hat Menschenreserven, die in Tibet fehlen.

Wenn ich eine Hoffnung habe, so beruht sie auf dem hiesigen Menschenschlag, auf den Persönlichkeiten, die aus diesem Lande hervorgegangen sind, auf seinem Klima und auf seiner Tradition, die fest genug gegründet ist, um dem ungeheuren Druck der technischen Zivilisation standzuhalten. Von ihnen allein kann man eine Weisheit erhoffen, die imstande ist, einen sinnlosen Aufstand gegen die Maschine und den „Fortschritt“ zu verhindern und auf die Erhaltung oder Angleichung der unzweifelhaft überholten Formen und Einrichtungen zu verzichten. Eine Weisheit, die zu einer echten Erneuerung der künstlerischen und kulturellen Grundwerte hinführt, des Gemeinschaftsgefühls, der echten Meditation, die die leere Betriebsam-

keit verachtet. Es wird keine künstliche Wiederbelebung des Vergangenen erfolgen, sondern eine im Menschen und durch den Menschen sich vollziehende Renaissance in des Wortes tiefster Bedeutung: eine Neugeburt, die alle Unzulänglichkeiten der voraufgehenden Geschlechter in sich trägt und dennoch ein neues organisches Wesen ist, dem sich das Leben erschließt.

Auf die Formung einer solch idealen Vorkämpferschaft also müssen wir abzielen, wir, denen die erdrückende Verantwortung auferlegt ist, am Beginn eines neuen gesellschaftlichen Werdens die Vorläufer des zwanzigsten Jahrhunderts zu sein, das hier noch nicht seinen Einzug gehalten hat. Diesem Volke dienen wollen heißt, es jetzt für das Abenteuer vorzubereiten, in das die Außenwelt es hineinreißen wird, ein gleichzeitig geistiges, kulturelles und intellektuelles Abenteuer sowie wirtschaftliches und soziales.

Der erste Schritt dazu ist, sich ihm anzugleichen, sich seinem Leben einzufügen. Man kann gar nicht eindringlich genug darauf hinweisen, wie notwendig dieses Bemühen um eine Begegnung mit dem Tibeter ist. Aber wir müssen uns auch darüber klar sein, was uns dazu treibt. Etwa die Bewunderung des Idealisten? Sie ist aufrichtig, aber entschieden naiv. Oder ein aus dem Verstand kommendes Interesse? Gott schütze mich vor den Völkerkundlern! Möge er mich jenseits der Wissenschaft zum Menschen hinführen! Nur eine unmittelbare und tatfrohe christliche Liebe kann uns die geistige Kraft geben, demütig und vorbehaltlos vor den Tibeter zu treten, mit ihm zu leben, die Welt mit seinen Augen zu sehen, mit seinen Organen zu fühlen und zu schmecken. Mit ihm zu lachen und mit ihm zu leiden.

Ich glaube, nur eine solche Liebe befähigt uns, das Gewicht der Überlieferungen zu ermessen, die den Tibeter lähmen; sein Überlegenheitsgefühl gegenüber einer Welt nachzuempfinden, die ihm unrein erscheint, und sein Gefühl der Unterlegenheit gegenüber dem sozialen Fortschritt der andern Länder; mit ihm

auf die Rettung seiner alten Kultur zu hoffen und mit ihm an ein tatbereites Nationalbewußtsein zu glauben, das die Bedingungen seines sozialen Lebens verändern wird.

Aber wenn wir der Liebe bedürfen, um den Tibeter im rechten Lichte zu sehen, so brauchen wir unsern Glauben, um die Zukunft zu erhellen am Vortage umstürzender Ereignisse, deren Natur und deren Ausmaß der Tibeter selbst nicht recht begreift. Ebenso wie wir dazu neigen, den Orient und die Vergangenheit zu verklären, ist der Orientale versucht, sich über das Abendland und über die Zukunft Illusionen zu machen. Ganz natürlich richten sich die Blicke des Himalaja-Volkes nach Indien. Nun hat Indien aber seit zehn Jahren einen geradezu erstaunlichen Aufschwung genommen. Man denke nur an die gesetzliche Abschaffung der Kasten, an die Zehntausende von Schulgründungen, an das allgemeine Wahlrecht und vor allem an die beiden Fünfjahrespläne, deren Erfolg die kühnsten Erwartungen übertroffen hat. Dieser Aufschwung läßt sich in Zahlen veranschaulichen. Er drückt sich auch in berechtigten Zukunftshoffnungen aus. Er hat in den Ebenen Indiens einen sozialen und wirtschaftlichen Wetteifer entfacht. Und er hat dazu beigetragen, dem Tibeter, dem die Sperrmauer des Himalaja den freien Ausblick verwehrt, eine zu günstige Vorstellung von dem zu geben, was ihm die moderne Welt verheißt.

Indien hat sich von der englischen Vormundschaft befreit, aber es hat sich der Technik ergeben und sogar dem Mythos vom Fortschritt, und beide kommen aus dem Westen. Der Europäer, den er zur Tür hinauskomplimentiert hat, ist durchs Fenster wieder hereingekommen, und der Hausbesitzer in seinem verblendeten Optimismus hat ihn höflichst ersucht, in allen vier Ecken Sprengladungen anzubringen, die äußerst harmlos aussehen und die sozialer Fortschritt, Volkserziehung, Finanzprogramm, landwirtschaftliche oder industrielle Maschinen heißen.

Heute ist der Bergbewohner vom „Dach der Welt“ drauf und dran, sich mit geschlossenen Augen in das gleiche Abenteuer zu

stürzen. Vor seinen begeisterten Augen ersteht das Bild eines Hauses mit Kohlenheizung und elektrischem Licht, eines künstlich gedüngten Feldes, eines studierenden Sohnes. Aber er hat keine Ahnung von den Rückwirkungen dieser Errungenschaften auf sein eigenes Gesellschaftsgefüge. Wir aber haben den Vorteil, einiges von dieser Gesellschaft zu wissen und von den Umwälzungen, die Europa in ganz ähnlichen Augenblicken seiner Entwicklung erschüttert haben. Daher können wir ihn warnen, ihn auf das Ereignis vorbereiten, das normal und wünschbar ist wie eine Geburt, das sich aber wie diese nicht ohne Leiden und ohne Fährnisse vollziehen kann.

Nun fehlt diesem Lande mit der ewigen Vergangenheit, wenn man so sagen darf, paradoxerweise der Rückhalt einer geschichtlichen Erfahrung. Geschichte ist dem Tibeter eine unendliche Wiederholung des Gleichen, ein Kreislauf, ja etwas Statisches, und damit verliert sie für ihn jedes Interesse und jede Bedeutung. Wir selbst haben im Strudel von Umstürzbewegungen und Revolutionen gelernt — für teures Lehrgeld —, daß die Zeit fortschreitet, daß es Menschenschicksal ist, aus einer gewissen Vergangenheit in eine gewisse Zukunft zu schreiten. Aus diesem Satz streicht der Tibeter die Worte „Vergangenheit“ und „Zukunft“, der Glaubenslose das Wort „gewiß“. Aber die Religion des Christen ist nun gerade eine *geschichtliche Gewißheit*. Die Geschichte ist der Raum, in dem Gott den Menschen begegnet. Für den Missionar wie für den Fremden, an den er sich wendet, wird sie zu einer Plattform des Weltverständnisses.

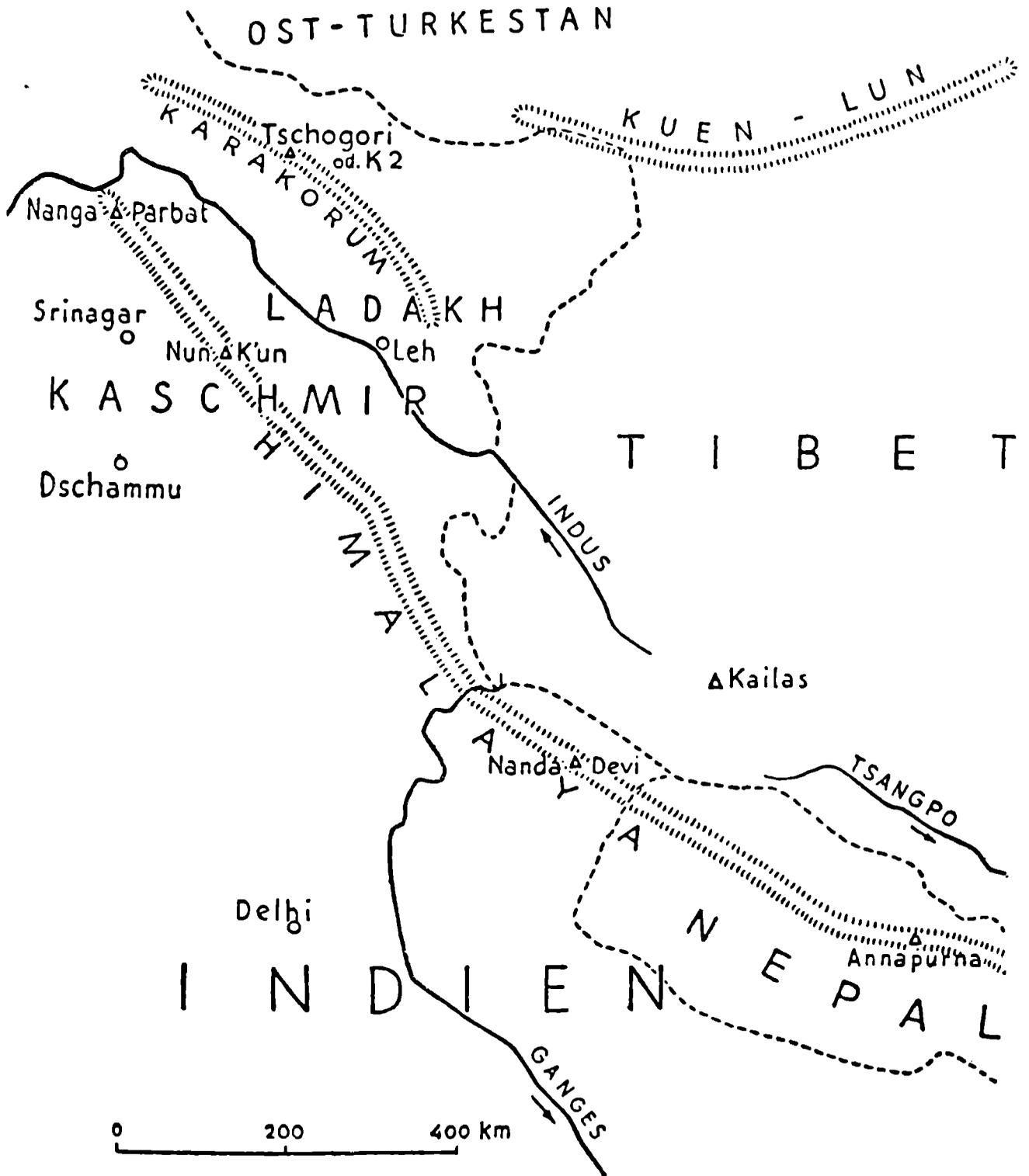
Wenn wir den Tibetern helfen wollen, müssen wir ständig darauf bedacht sein, ihnen auf der Ebene des Gemeinschaftslebens die Entwicklung der Welt aufzuzeigen, und auf der Ebene unseres Verhältnisses zu Gott die Bedeutung, die die Geschichte mit der Ankunft des Gottessohnes gewonnen hat, der ihr die Richtung gab. Darnach, wenn sie von einem sehr menschlichen, aber gefährlichen Optimismus befreit sind, der sie blind in das bevorstehende Abenteuer hineintaumeln zu lassen droht,

darnach werden sie sich im Zusammenprall ihrer und unserer Kultur siegreich behaupten können, werden sie unsere echten Werte entdecken und etwas Besseres tun können, als sie einfach zu übernehmen: sie zu ihrer ursprünglichen Reinheit zurückführen.

Denn sie sind christlichen Ursprungs. Bei allem Pessimismus, der uns angesichts dieser „nachchristlichen“ und enthumanisierten Welt überfallen will, müssen wir erkennen, aus welchem Geist sie geformt wurde. Die echten Werte, die noch in ihr vorhanden sind, legen davon Zeugnis ab. Für das Volk im Schatten des Himalaja werden diese Werte nur so viel Überzeugungskraft haben, wie sie von den Tibetern verwirklicht werden, die durch Christus und für Christus leben.

Hand in Hand sind wir von dem steinigen Hügel wieder herabgestiegen in diese Oase, in der wir sechs Jahre lang mit den Tibetern zusammengelebt haben. Rund um uns ragen, ewig und unveränderlich, die Ketten des Himalaja empor. Und doch ist es ein anderer Himalaja als am Tage unserer Ankunft, mit feineren Farbtönen als denen der Gletscher, von mächtigerem Zauber als dem seiner wundervollen geologischen Formationen . . . Der Indus windet sich durch den Sand, aber er versiegt nicht. Bis in die Gluthölle des von der Sonne verheerten Indien trägt er die Frische und den lebendigen Atem der hohen Gipfel.

Immer und immer wieder gehen meine Blicke von Tal zu Tal, sie schweifen von Gipfel zu Gipfel, von Fels zu Fels. Und meine Hand streicht leise über den kristallen schimmernden Granit.



Wenn zwei Menschen sechs Jahre ihrer Ehe in einsamen Bergwüsten verbringen, dann erwächst aus gemeinsamem Forschen, Nachdenken und Sichfreuen eine solche Verbundenheit, daß dieses Buch nicht von einem allein geschrieben werden konnte. Jede Frage, die es behandelt, ist in diesem ständigen Beisammensein immer wieder durchdacht, alles ist gemeinsam erlebt und zuweilen durchlitten worden. Gleichwohl erkennt man die Schreibweise meiner Frau in einigen Teilen deutlicher, besonders in den Kapiteln „Die Hauptstadt“, „Auf der Suche nach der verlorenen Zeit“ und „Christ, aber tibetischer Christ“.

Als Gefährte meiner Alpenwanderungen, als Vorbild in der Kunst des Denkens wie des Schreibens, vornehmlich aber als Freund hat mir Edmond Pidoux, der Verfasser des Buches „Afrika. Ein Kontinent — zwei Welten“ auf jeder Seite vor Augen gestanden. Die Mährische Kirche, oder richtiger, die Herrnhuter Brüdergemeine war es, die uns in den Himalaja entsandte, wo sie seit dem vergangenen Jahrhundert christliche Gemeinden gegründet und so den Boden bereitet hat, auf dem wir der Kirche Jesu Christi in der Welt zu dienen suchten.

Pierre Vittoz